F. 289.

Jean Paul.

Novellistische Schilderungen aus der Jugend des Dichters.

Von

Theodor Oelckers.

Erster Band.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Leipzig,
Verlag von Otto Klemm.
1846.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Jean Paul.

Von

Theodor Oelckers.

Erster Band.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Ein Brief, welcher gar nicht oder doch nur mit einem offenbar fingirten Namen unterzeichnet ist, hat für den Empfänger in den meisten Fällen etwas Unangenehmes, ja Peinliches, selbst wenn der Inhalt gleichgiltiger oder selbst erfreulicher Art wäre. Der blos mit den Worten: „ein Freund, der sich nicht nennt" unterzeichnete Brief, welchen an einem heitern Märzmorgen des Jahres 1791 die Frau von Schwarzenbach erhielt, war jedoch so unheimlichen Inhalts, daß diese junge und liebenswürdige Dame das unheilvolle Papier kaum bis zu Ende zu lesen vermochte und einer Ohnmacht nahe war. Sie hob das Schreiben, welches ihrer zitternden Hand entfallen war, vom Boden auf und wankte mühsam nach dem Klingelzug.

Die Dienerin, welche sofort eintrat, erschrack über das verstörte Ansehn ihrer Gebieterin, welche matt auf einen Stuhl gesunken war und nur mit Mühe den Befehl auszusprechen vermochte, daß jene sogleich ihren Gemahl herbeirufen sollte.

Herr von Schwarzenbach, welcher gerade jetzt doppelte Ursache hatte, um die Gesundheit seiner Gemahlin besorgt zu sein, erschien nach wenigen Minuten und fragte im sanftesten und theilnehmendsten Tone: „Was ist geschehen, liebe Bertha?"

„Lies" — hauchte sie fast unhörbar, auf den offenen Brief deutend.

Dieser Brief lautete so:

„Verehrte Frau!

„Der Schreiber des Nachstehenden befindet sich in einer dummen Verlegenheit und bittet den Himmel und alle Heiligen, daß Sie seine Worte richtig verstehen und vor Allem beherzigen mögen. Ich bin sicherlich der ernsthafteste und mürrischste Mensch von der Welt, der nur unter Anderm auch die Untugend hat, daß er seine Worte nie recht ernsthaft setzen kann. Es gehört viel dazu, eh' ich mich entschließe, einen Brief zu schreiben, und wenn Sie mich kennten, würden Sie schon daraus auf den ernsten Anlaß schließen können. Aber ich will mir Mühe geben und der Teufel müßte sein Spiel ganz und gar haben (leider hat er's schon bedeutend!) wenn ich nicht heut' ohne Bockssprünge und Querzüge einen armseligen Brief zu Stande brächte, da doch Tod und Leben und was man auf dieser lächerlichen Welt Glück nennt, davon abhängt. Ich frag' im Grunde wenig nach alledem und weiß kaum, warum ich mir Mühe gebe, es Andern zu erhalten. Es muß aber sein und ich will zur Sache kommen. — Voilà! Sie werden über die Geschichte vielleicht nicht staunen, können aber vielleicht darüber erschrecken, und

davor will ich Sie im Voraus gewarnt haben, bevor ich eine andre Warnung folgen lasse. Sie sind vielfach vom Glück begünstigt und gewisse Andre sind das weniger — Grund genug, daß Sie von jenen Andern beneidet, gehaßt, verfolgt werden. Sie waren eine Zeit lang glückliche Mutter, bis Ihr Johannes plötzlich starb — Sie haben Hoffnung binnen wenigen Monaten wieder glückliche Mutter zu werden, allein— Nun ja, Sie sehen selbst, wie Glück und Unglück abwechselt: fürchten Sie nicht, daß auf das zweite Glück auch wieder ein zweites Unglück folgen könnte? Der kleine Johannes könnte zu Ihrer Freude vielleicht heute noch leben, hätt' es nicht das Interesse andrer Leute erfordert, daß er starb. Ich empfehle Ihnen Vorsicht, da die Zeit kommt, wo Sie zum zweiten Mal Mutter werden sollen. Weiter habe ich im Grunde nichts zu sagen — Sie sind gewarnt, Sie kennen die Personen, die Ihr Glück untergraben möchten — Sie wissen, worauf die Hoffnung jener Leute beruht. Nun mögen Sie das Ihrige thun, um ein böses Geschick abzuwenden. Das Gerathenste wäre wohl, Sie verreisten auf einige Zeit, um Ihr Kind alsdann irgendwo sichern Händen anzuvertrauen und in der Verborgenheit erziehen zu lassen. Hier würde es, wenigstens im Laufe der nächsten Jahre, keinen Augenblick sicher sein. Sie können sich die Sache selbst näher erklären; ich bin zu Ende und gratulire mir zur Beendigung dieses mißlichen Geschäftes. Es ist eine mühevolle Commission, den verborgnen Schutzengel machen zu müssen, zumal für mich: ich muß lachen, wenn ich meine Gestalt im Spiegel betrachte; ich, ein Schutzengel! Aber

kehren Sie sich daran nicht und beherzigen Sie das Gesagte. Es gilt Glück und Leben! Reisen Sie lieber heut' als morgen! Dies räth Ihnen — ein Freund, der sich nicht nennt." —

Wer hat den Brief gebracht? fragte Herr von Schwarzenbach. Der Ueberbringer war ein völlig unbekannter Mann gewesen, der sich sogleich wieder entfernt hatte. Wichtiger, aber noch schwieriger zu beantworten war die Frage: Wer denn der Schreiber des seltsamen Briefes sei?

Schwarzenbach suchte seine Gemahlin zu beruhigen, indem er ihr vorstellte, daß irgend ein muthwilliger Taugenichts, der einige Kenntniß von den Familienverhältnissen haben möge, sich vielleicht den unverzeihlichen Scherz erlaubt habe.

„O Gott!" erwiederte sie, „wie ist hier ein Scherz möglich? Einige Sonderbarkeiten, die erzwungen genug scheinen, hat der unbekannte Warner einfließen lassen, vermuthlich nur, um sich unkenntlicher zu machen; trägt aber im Uebrigen nicht jedes Wort nur allzusehr das Gepräge der entsetzlichen Wahrheit? Wirft der Brief nicht ein unerwartetes Licht auf die Umstände, unter denen uns Johannes entrissen wurde?" —

Sie vermochte nicht fortzufahren und Schwarzenbach, der im Grunde all ihre Besorgnisse theilte, gab sich vergebens Mühe, seine Gemahlin, welche der Schonung sehr bedurfte, auf andere Gedanken zu bringen.

„So weit kann Neid und Habsucht unmöglich führen," sagte er, „wenigstens nicht in diesem nordischen, kaltblütigen

Lande. Sie mögen uns sehr feindselig gesinnt sein, aber zu solchen Thaten können sie sich nicht verirren."

„Sie haben es schon gethan — ich bitte dich dringend, laß uns diese Warnung nicht verachten."

„Hätt' ich nur eine Ahnung, liebe Bertha, wer der Warner sein mag. Ein Vertrauter der Familie Günthersdorf müßt' er sein, wenn man annehmen soll, daß er die Wahrheit sagt. Sollte der Brief von jenem jungen Sonderling, dem Lehrer in Schwarzenbach, Richter, herrühren? Ich hörte, daß der junge Mann ein Paar närrische Bücher geschrieben hat; bekannt ist er mit der Familie, wenigstens soll ihn Charlotte, die Schwester der Frau von Günthersdorf, gern sehen." —

„Nein," entgegnete Bertha, „von dem rührt diese Warnung nicht her. Ich habe die erwähnten Bücher in Händen gehabt; Richter kann den Brief nicht geschrieben haben."

Schwarzenbach sann einige Augenblicke nach. Dann sagte er: „Es kommt im Grunde wenig darauf an, wer diese unheilverkündenden Zeilen geschrieben hat; Die Hauptfrage ist, ob sie auf Wahrheit beruhen. Ist letzteres der Fall, so dürfen wir nicht säumen, dem ertheilten Rathe zu folgen" —

„Und abzureisen!" fiel ihm Bertha hastig in's Wort. „Gott sei Dank, daß du dieser Ansicht bist. Dies ermuthigt mich wieder. Ich fürchtete schon, du möchtest dies Blatt keiner Beachtung werth halten. Wir müssen fort, Karl, noch heut' oder spätestens morgen müssen wir abreisen, und sollten wir auch drei Jahre in der Verborgenheit zubringen —

nach drei Jahren muß ja die Gefahr vorüber sein, wie du weißt."

Schwarzenbach widersprach seiner Gemahlin nicht, er war vielmehr entschlossen, ihren Wunsch zu erfüllen, um so eher, da er wußte, welchen wohlthätigen Einfluß dies auf ihren Gemüthszustand haben würde. Er versprach, noch heut alle Anstalten zu der Reise zu treffen, deren Ziel man niemand, mit Ausnahme der vertrauteren Bekannten, wissen lassen wollte. Uebrigens nahm er sich vor, im Stillen noch möglichst dem Ursprunge jenes Schreibens nachzuforschen, denn er schwankte hinsichtlich des Inhalts noch zwischen Glauben und Unglauben.

Die unbeschreibliche Beklommenheit, von welcher sich Bertha in den ersten Augenblicken ergriffen gefühlt, war zum Theil durch den Entschluß ihres Gatten verbannt worden. Als sie jedoch nun wieder allein war und sich an die schreckliche Kunde erinnerte, welche der Brief enthielt, da brach ihr Schmerz mit erneuerter Heftigkeit aus.

„Ermordet!" sagte sie schaudernd, während sie auf das Bild des kleinen Johannes blickte, dessen freundliches Kindergesicht ihr von der Wand zulächelte. Der Knabe war kaum zwei Jahr alt, als er plötzlich starb. So unerklärlich auch der plötzliche und schmerzhafte Tod des Kindes gewesen, so würde ohne die heutige Nachricht doch nie eine Ahnung erwacht sein, wie sie nun die unglückliche junge Mutter quälte. Ja, ihr war es nicht bloße Ahnung, sondern Gewißheit, daß von wohlbekannten Personen, die dadurch zeitlichen Vortheil zu gewinnen hofften, das Kind ermordet worden sei.

Zweites Kapitel.

Jean Paul wanderte, wie er an jedem Sonnabend zu thun pflegte, von Schwarzenbach nach Hof. Damals war er freilich unter dem Namen Jean Paul noch nicht bekannt und auch unter seinem eigentlichen Namen, Richter, kannten ihn nur erst Wenige; gleichwohl soll er hier nicht anders als Jean Paul genannt werden. Der Leser braucht vermuthlich nicht erst daran erinnert zu werden, daß der erwähnte Wandrer seit Anfang des Jahres 1790 das Amt eines Privatlehrers in Schwarzenbach im Vogtlande übernommen hatte, und daß er jede Woche von dort nach Hof pilgerte, um seine Mutter und verschiedene befreundete Personen zu besuchen.

Auf diesem Wege begegnete ihm dann regelmäßig, wie der Leser vermuthlich ebenfalls schon weiß, sein Freund Otto, derselbe, welcher später der Biograph des gefeierten Dichters wurde. Für den Verfasser des vorliegenden Buches ist es ein großer Trost, daß nicht nur der genannte Otto, sondern

auch noch mehrere andre Herren für umständliche Biographien Jean Pauls gesorgt haben und daß somit hier dies Geschäft nicht wiederholt werden muß. Wie schon der Titel dieses Buchs sagt, ist darin nicht sowohl eine Biographie, als vielmehr ein Roman enthalten; es wird wenig bereits Erzähltes und Bekanntes berühren und nur solche Begebenheiten mittheilen, die bisher nur unvollkommen oder gar nicht berichtet worden sind. Eine andre schwere Arbeit ist uns glücklicherweise auch bereits durch den Fleiß der Biographen erspart worden, nämlich eine Charakterschilderung Jean Pauls, eine Beschreibung seines ganzen innern und äußern Wesens; für jeden, der auch nur eines der Werke Jean Pauls aufmerksam gelesen hat, wäre eine solche Schilderung ohnehin halb überflüssig; die Nichtkenner derselben würden uns eine solche am Ende auch wenig Dank wissen; man verlangt vielmehr eine Fluth von Begebenheiten, die einander drängen, die Erzählung muß aussehn wie ein Rebus, ein buntes wunderliches Durcheinander von allerhand Sachen, die gar nicht zu einander zu passen scheinen, die man zwar sämmtlich vor sich sieht, aber deren Bedeutung man doch nicht sogleich errathen kann. Keine lange Schilderung, aber fortwährend gesteigerte Spannung — o Gott, wie verwöhnt die Leute sind und welche Anforderungen sie machen!

Die Sonne, von einem goldnen Wolkenkranz umgeben, neigte sich bereits zum Horizonte und der Wandrer würde über seinen riesenhaften Schatten wunderliche Betrachtungen angestellt haben, hätt' er nicht zu lebhaft an den Freund gedacht, der ihm nun begegnen mußte. An einer Stelle, wo

der Weg eine kleine Biegung machte und wo einige große Bäume mit niederhängenden Zweigen die Aussicht halb verdeckten, sah man seitwärts auf dem Felde den gigantischen Schatten eines andern Wandrers eilig daherschweben.

„Das ist Otto!“ rief Jean Paul und eilte, mit ausgebreiteten Armen, vor der verbergenden Baumgruppe rasch vorüberzukommen.

Aber enttäuscht ließ er die Arme sinken, denn es trat ihm statt des Erwarteten ein ganz andrer Mann entgegen. Hochgewachsen und breitschulterig war derselbe, etwas nachlässig gekleidet, fast rauh in seinem Benehmen, wenigstens dem äußern Schein nach, ein Sonderling, welchen überall, wohin er auch gehen mochte, ein großer Wolfshund begleitete. Jean Paul kannte diesen Mann schon ein wenig. Er hatte schon öfters mit ihm gesprochen, wußte daß derselbe Felix hieß, daß er ursprünglich ein Arzt war, aber meist ein ganz unstetes Wanderleben führte. Jetzt hielt sich Felix schon seit mehrern Wochen in dieser Gegend auf, länger als er, seinem eignen Geständniß nach, sonst an einem Orte zu wohnen pflegte. Die Zeit, die ihm von seinem ewigen Umherstreifen übrig blieb, verbrachte er ganz einsam in seinem in Hof gemietheten Zimmer. Allerdings nicht ganz einsam, denn Wolf, sein Hund, war auch dort sein unzertrennlicher Gesellschafter. Lautlos konnten beide Stundenlang im Zimmer ruhn, oder ebenso lautlos nebeneinander durchs Fenster sehn.

Der rauhe Mann blieb stehen; aber in der, wenn auch seltsamen Art seines Grußes, in der derben Weise, in der

er Jean Paul die Hand schüttelte, lag gleichwohl etwas so Herzliches und Weiches, daß der jüngere Wandrer die Enttäuschung leicht verschmerzte und es sich gern gefallen ließ, als Felix zugleich mit umdrehte, um jenen auf dem Wege nach Hof zu begleiten. Der Hund heftete einen Blick seiner klugen und treuen Augen auf den Fremden und folgte beiden Schritt für Schritt auf dem Fuße nach.

„Ihr Freund würde Ihnen heute nicht begegnet sein," sagte Felix, „denn er ist in der Stadt zurückgehalten. Begnügen Sie sich für diesmal mit mir, in Hof werden Sie doch reiche Entschädigung finden."

Seitwärts, drüben zwischen den Höhen sah man die Gibel von Reichenfeld, dem stattlichen Rittergut, glänzend von der Abendsonne vergoldet.

„Hinter jenem Glanze wohnt jetzt Sorge und Unruhe," fuhr Felix fort, als er sah, wie Jean Pauls Blick sich auf jenen malerischen Punkt heftete. „Der Besitzer jenes Gutes ist Herr von Schwarzenbach, den Sie sicherlich kennen. Heut morgen ging ich dort vorüber und fand lauter verstörte Gesichter. Man rüstete sich zur Abreise, so eilig und schleunig, als ob die Gebäude in Flammen ständen oder wie wenn die Pest im Orte hauste, und morgen schon wird das Gut verödet sein. Sie wundern sich nicht darüber? ich glaubte von Ihnen den Grund von der Sache erfahren zu können."

Felix sprach zu andrer Zeit selten soviel und noch weniger schien er sonst neugierig. Aber er ließ nicht ab, immer wieder auf dieselbe Angelegenheit zurückzukommen. Jean Paul konnte davon nichts wissen, da er die Woche

hindurch sich nur brieflich mit seinen Freunden unterhielt. Jene Familie kannte er nur dem Namen nach und wußte nur, daß dieselbe sehr weitläufig verwandt mit der Familie von Günthersdorf war, welche in Hof wohnte und in deren Kreise er selbst sich zuweilen befand.

„Sie wissen jedenfalls," begann Felix wieder, „daß eine gewisse Spannung zwischen den Güntherdorfs und den Schwarzenbachs besteht?"

„Dies hab' ich bemerken können" —

„Und Sie kennen den Grund?"

„Ich habe nie darnach geforscht."

„Das konnt' ich denken; allein es wird gut für Sie sein, wenn man Sie davon unterrichtet. Ich weiß, daß ein gewisses zartes Verhältniß zwischen Ihnen und Charlotten, der Schwester der Frau von Günthersdorf, besteht, und es ist glaublich, daß Sie sich um die Andern wenig bekümmert haben. Daher kennen Sie auch weder die Personen noch die Verhältnisse. Die letztern mögen zum Theil auch Ihrer harmlosen Charlotte unbekannt sein."

„Fahren Sie nur fort," sagte Jean Paul. „Ich bin nicht böse darüber, daß Sie sich so viel mit meinem und meiner Freunde Wohl und Weh zu schaffen machen. Klingt doch die Einleitung ganz darnach, als würd' ich außerordentliche Neuigkeiten und Geheimnisse erfahren müssen."

„Das vielleicht später. Jetzt wollt' ich Sie nur überhaupt auf die Verwandten Ihrer Freundin aufmerksam machen. Sie wissen vielleicht, daß Günthersdorf und Schwarzenbach, zwei frühverwaiste und mittellose Knaben, von einem

gemeinsamen Vormund erzogen wurden. Dieser Vormund war der frühere Besitzer von Reichenfeld, welches jetzt den Schwarzenbachs gehört. Er hatte keinen Erben und setzte die beiden Mündel zu solchen ein. Das Testament war aber ganz eigenthümlicher Art. So lange beide Erben unvermählt blieben, genossen sie die reichen Einkünfte des Gutes zu gleichen Theilen; dasselbe sollte stattfinden, wenn sie sich gleichzeitig vermählten. Trat dieser Fall nur bei einem ein, so fielen diesem von selbiger Zeit zwei Drittel des Vermögens zu. Noch weitere und sehr genaue Bestimmungen enthält das Testament für den Fall, daß der eine Erbe kinderlos bleibt, während der andere eines oder mehrere Kinder hat. Sechs Jahre nachdem die erste Vermählung stattgefunden, soll endlich das Vermögen je nach den derzeitigen Umständen getheilt werden und von jenem Zeitpunkt an alsdann keine Veränderung mehr eintreten dürfen. Schwarzenbach vermählte sich zuerst, aber Günthersdorf, der gegen seinen Schicksalsgefährten von jeher eine große Abneigung nährte, folgte sofort seinem Beispiele und vermählte sich mit einer Bürgerlichen, seiner jetzigen Gemahlin, der Schwester Ihrer Freundin Charlotte. Schon im ersten Jahre wurde Schwarzenbach ein Sohn geboren und Günthersdorf, dem ein gleiches Glück nicht wurde, sah sich seitdem auf eine nicht sehr bedeutende Jahresrente beschränkt. Grund genug die Abneigung gegen den Glücklichen, der nach der testamentlichen Bestimmuug nun im Besitz des Gutes war, mehr und mehr zu steigern. Vor wenigen Monaten starb jenes Kind plötzlich; da jedoch die Frau von Schwarzenbach schon zu

jener Zeit wieder Mutterhoffnungen hatte, so konnte jener Todesfall den Günthersdorfs keine Aussicht auf Gewinn eröffnen. Jetzt fehlen kaum noch drei Jahre bis zum Ablauf der bestimmten Periode, welche entscheidet, ob Günthersdorf auf sein geringes Jahrgeld beschränkt bleibt oder nicht. Nachdem er länger als zwei Jahre kinderlos geblieben, ist freilich die Hoffnung schwach und nur für den Fall, daß auch die folgenden Kinder Schwarzenbachs vor jenem Zeitpunkt sterben, wird er die Hälfte des großen Vermögens erhalten können."

„Davon hab' ich wohl Einiges gehört," sagte Jean Paul; „allein was hat das mit der Reise der Familie von Schwarzenbach zu schaffen? Ich möchte hinzusetzen, was hab' ich mit all dem zu schaffen?"

„Mit dem fraglichen Vermögen wohl nichts — Aber glauben Sie nicht, daß man sich auf der minder begünstigten Seite alle Mühe gab, gibt und noch geben wird, um der andern Partei ihre Vortheile zu entreißen?"

„Möglich, daß man den Wunsch hegt. Mühe gibt man sich aber schon deshalb nicht, weil man wissen muß, daß dieselbe vergeblich sein würde. Die Vorsehung allein kann hier entscheiden, wo es Leben und Tod gilt."

„Aber man hat schon versucht, der Vorsehung, wie Sie sich ausdrücken, ins Handwerk zu pfuschen. Und diese Mühe ist doch nicht vergebens gewesen, denn der Sohn des Herrn von Schwarzenbach starb doch, wie Sie wissen." —

Jean Paul blieb stehn, faßte mit einiger Heftigkeit den Arm des Begleiters und blickte diesem starr ins Gesicht, wie

wenn er Rechenschaft für eine ungeheure Anschuldigung begehrte, während ihm noch selbst die Worte fehlten, um sein Staunen und seine Entrüstung auszusprechen. Wolf, der Hund, verfolgte mit den Augen jede dieser Bewegungen, als sei er auf ersten Wink seines Herrn bereit, den Kampf gegen den Fremden zu beginnen.

„Sprechen Sie nicht," sagte Felix ruhig. „Ihr Gesicht drückt schon Alles deutlich aus, was Sie etwa sagen möchten. In meinen Worten liegt nichts, was Sie beleidigen sollte. Zum Ueberfluß will ich bemerken, daß ich nicht blos glaube, sondern weiß, daß Fräulein Charlotte all dem Erwähnten ganz fern steht, ja, daß sie auch nicht die leiseste Ahnung davon hat. Und das ist natürlich: es gibt Geheimnisse, die man nicht blos auf dem Markte verschweigt, die man auch selbst vor den nächsten Freunden verbirgt; Geheimnisse, die sich auf keinen Fall für das Ohr eines jungen, harmlosen und heitern Mädchens eignen würden. Aber Sie kennen die Personen nicht, wie ich schon sagte. Sie haben vielleicht bis heute übersehn, daß die Frau von Schwarzenbach ein ränkesüchtiges, genußsüchtiges und kokettes Weib ist."

„Wären Sie es nicht, der so redet, entgegnete Jean Paul, so würd' ich darauf schwören, einen Verleumder zu hören. Aber ich will glauben, daß Sie, Gott weiß wie und wodurch, in einen ungeheuren Irrthum gerathen sind. Selbst die kleinen — Eigenthümlichkeiten der Frau von Schwarzenbach übertreiben Sie auf maßlose Weise. Ich will nicht forschen, was Sie veranlaßte, so Arges auszusprechen, und überhaupt so viel zu sprechen."

„Ein Anlaß mußte freilich da sein," sagte Felix, welcher jetzt schweigsamer wurde, als besänne er sich nun selbst erst, daß er ganz von seiner gewohnten Art und seinem eigentlichen Wesen abgewichen. Beide gingen eine Zeitlang schweigend neben einander hin, bis Felix das Wort wieder ergriff:

„Mein junger Freund," sagte er, „ich hab Ihnen die Mittheilungen aus gutem Grunde gemacht. An Eines aber muß ich Sie noch ausdrücklich erinnern. Sie pflegen fleißig Briefe an alle Welt zu schreiben und was Sie darin nicht sagen, zeichnen Sie wenigstens, nach Ihrem eignen Geständniß, in Ihren Tagebüchern auf. Vielleicht ist es überflüssig daß ich Sie erst noch bitte, über das Erwähnte weder etwas zu sagen noch aufzuschreiben. Sie können jedoch leicht persönlich in diese Dinge verwickelt werden und dann wird es jedenfalls gut sein, wenn Sie weniger aufrichtig als gewöhnlich sind. Vertrauen Sie keinem Briefe, vertrauen Sie auch Ihrem Andachtbüchlein nichts davon an, weder jetzt noch künftig, und besonders hüten Sie sich auch, Fräulein Charlotten eine Mittheilung darüber zu machen. Der Grund ist: weil jede Eröffnung zur Unzeit ein Verbrechen fördern und die Gegenmittel des Verbrechens wirkungslos machen würde. Wollen Sie mir Stillschweigen geloben?"

Jean Paul war beinah geneigt, den Sonderling für einen Wahnsinnigen zu halten und er versprach recht gern zu schweigen, zumal da er ohnehin keine Neigung fühlte, all den Unsinn weiter auszuplaudern. Sie näherten sich

jetzt der Stadt, als sie von einem Reisewagen überholt wurden; die Dämmerung war noch nicht weit genug vorgerückt, um ihnen die Insassen des Wagens zu verbergen: diese waren der Herr von Schwarzenbach und dessen Gemahlin.

Mit einem bedeutsamen Blick nahm Felix Abschied von Jean Paul, der froh war, dem lästigen Gesellschafter entgehen zu können, der sich auf so unhöfliche Weise in Familiengeheimnisse eindrängte. In der frohen Aussicht, noch an diesem Abend die Anstrengungen und Kümmernisse einer Woche in einem Freundeskreise vergessen zu können, dachte Jean Paul auch jetzt jener schlimmen Mittheilungen nicht weiter. Sie überschritten zu sehr das Maß des Glaublichen, als daß er ihnen wirkliche Beachtung hätte schenken mögen.

Der Biograph sagt: „In dieser Zeit wurden durch die Umgebung Richters Saiten angeschlagen, deren Klänge bald stärker bald schwächer durch sein ganzes späteres Leben ziehen. In seinem Tagebuch vom Jahr 1790 findet sich die „Preisfrage der erotischen Akademie: Wie weit darf die Freundschaft gegen das weibliche Geschlecht gehen und welcher Unterschied ist zwischen ihr und der Liebe?" Die Antwort hat er nicht so kurz gefaßt: Zu einer vorläufigen brauchte er schon einige Jahre, aus denen wir — da die Ferne nur die Höhen sichtbar läßt — diese herausheben, und aus der Bewegung der darauf errichteten Telegraphen die Lösung der Frage gewinnen wollen." Hier verläßt uns also der Biograph, wo wir ihn am nöthigsten brauchen könnten, und wir müssen daher auch ihn verlassen, nachdem wir nur noch folgende erklärende Stelle mitgetheilt haben:

„Schon früher hatte Jean Paul unter den Töchtern der ihm befreundeten Familien sich ein kleines Auditorium gebildet, das sich nicht nur an seiner heitern Unterhaltung ergötzte, oder vor seinem Spott sich fürchtete, sondern ihm auch willig zu ernsten Betrachtungen Ohr und Herz lieh. Unverkennbar war Richters Einfluß auf diese jungen weiblichen Gemüther, aber auch sie bildeten, wenn auch vielleicht unbewußt, an ihm. Durch zartere Rücksichten lernte er Vorsicht und die Gränzen des Witzes und der Satire. Wenn er von Schwarzenbach — was, wie erwähnt, wöchentlich geschah — nach Hof kam und die muntere Jugend zu Scherz und Spiel versammelt fand, da erging er sich nicht nur in freier Lust und gestattete seinem unerschöpflichen Witz ungehinderten Durchbruch; er erkannte auch hier bald, wie überall, eine Schule, in welche das Leben ihn schicke; und wir finden nicht nur in den Aufgaben, die er sich (in seinem sogenannten „Andachtbüchlein") stellte, das Maß geselliger Unterhaltung festgestellt, sondern vorzüglich in seinen Tagebüchern die innige Zufriedenheit ausgesprochen, wenn etwa beim Sprichwörterspiel der Witz im höchsten Fluge gewesen, ohne jemand zu verletzen, oder beim satirischen Fragespiel er keiner beleidigenden Laune Zutritt gelassen. Bei der immer stärker werdenden Empfindung seiner Seele, diesem Wachsthum seiner Gefühle, die wie ein Stromquell aus der Tiefe seines Geistes sprudelten, wenn die Wonne eines heitern Tages ihn umfloß, oder der goldne Schimmer der sinkenden Sonne, oder wenn er hinaufsah ins Weltenmeer in dunkler Nacht, vermißte er immer mehr ein zweites Herz, in welches er sich

ausströmen konnte und welches aufnahm, was er mit liebender Begeisterung gab; er fühlte wohl, daß dies nur ein weibliches sein konnte, wenn nicht mehrere. Aus solcher Stimmung gingen verschiedene kleine Aufsätze hervor, die er dann seinen jungen Freundinnen zu lesen gab und sie als Wünschelruthe an ihre Herzen legte."

An dem heutigen Abend schien sich jedoch Alles gegen ihn verschworen zu haben, — er fand diesmal keinen befreundeten Kreis und war bereits im Begriff sein durstiges Herz auf den nächsten Tag zu vertrösten, als er sich doch noch entschloß, dem Hause des Herrn von Günthersdorf einen Besuch zu schenken, d. h. eigentlich nur Charlotten, die, wie erwähnt, bei ihrer Schwester wohnte und in welcher Jean Paul ein zweites Herz, wie es oben angedeutet, gefunden zu haben glaubte.

Charlotte war allein daheim an jenem Abend und sie mochte heute mehr als gewöhnlich an den Freund gedacht haben, wär' es auch nur, weil sie gewohnt war, ihn sonst immer an diesem Tage in Hof zu sehen. Sie beschäftigte sich jetzt damit, eine Anzahl Briefe, die sämmtlich von dem im Briefschreiben sehr fleißigen Jean Paul herrührten, noch einmal zu überlesen; sie that dies um so lieber und freudiger, als ihr selten eine so ungestörte und ruhige Stunde wurde. Sie lebte in nicht sehr erfreulichen Verhältnissen, obwohl der nicht näher Unterrichtete das Gegentheil vermuthen konnte: das jugendlich heitere Mädcheu sah sich in vielfacher Hinsicht sehr eingeschränkt durch ihre Schwester, die sich gegen dritte Personen dagegen den Anschein gab, als sei

sie in aller Weise nur darauf bedacht, Charlotten ein stets heiteres Loos zu verschaffen.

Frau von Güntherswdorf war ausgegangen und hatte der Schwester diesmal nicht gestattet, eine befreundete Familie zu besuchen, wo sich an diesem Tage außer mehrern andern Freunden und Freundinnen auch Jean Paul gewöhnlich einzufinden pflegte.

Mit besonderer Aufmerksamkeit las Charlotte ein Blatt, welches ihr Jean Paul zu Anfang Januars statt eines Neujahrwunsches geschickt hatte.

„Ein lieber phantastischer Schwärmer — nur ein Bischen zu phantastisch ist er" — sagte sie während des Lesens. „Aber recht gut meint er's gewiß, davon kann ich überzeugt sein."

Jenes Blatt, welches hier wieder eine Stelle finden mag, lautete so:

„Ganze Tage und Wochen vergisset man, zwei, drei Minuten daraus ausgenommen. Ach blieben uns nur von jedem Tage drei solche nachtönende Minuten zurück, so wäre doch das Leben und der Genuß des Lebens etwas werth. Aber so — sind unsere Stunden kaum werth, einmal gelebt, geschweige wieder erinnert zu werden.

Um den Nachklang einer solchen schönern Stunde von Gestern länger zu hören, hab' ich mir folgenden Traum gemacht:

Eh der Schöpfer die Seele meiner Freundin, mit dem Körper umlaubt, auf die Erde ziehen hieß, traten vor ihn die zwei Genien, die verborgen um jeden Menschen fliegen.

Der schwarze Genius, mit blauer durchgebissener Lippe, seelenmörderischem Blick, fangenden Händen, schoß gierig und schadenfroh auf die unverkörperte Seele los und sagte: „Ich will sie verführen!" Die unschuldige Seele zitterte vor ihm, vor dem Schöpfer und dem guten Genius. Der schwarze fuhr fort und zeigte in einem Spiegel vierzig bis fünzig fade, nichtswürdige und oft boshafte Gesichter. „Mit diesen," sagte er, „will ich sie umstellen, und sie soll sie so lange verachten, bis sie sie erträgt und nachahmt. Mit dem Gefieder der Mode mit Bändern und Stoffen will ich ihr vorgaukeln, und damit sie mir nachlocken, indem ich ihr's gebe, sich damit zu behängen. Will sie meine Stimme, die in ihrem Innersten zu ihr spricht, nicht hören, so will ich männliche Kehlen nehmen und sie loben, belügen und verlocken. Damit sie vor meiner schwarzen Gestalt nicht zusammenfahre, will ich mich in die von hundert Männern kleiden; sie soll ihre Liebe mehr erregen, als erwiedern wollen. Sogar das Gute soll sie nicht, weil es gut ist, thun, sondern weil sie damit gefällt. Und damit ich ihr Alles erleichtere, will ich ihr die Mienen und Worte diktiren, meine und ihre Gestalt zu verhehlen, — und im Alter — —" Aber der gute Genius umarmte die bebende Seele und kniete vor dem Schöpfer nieder und sagte: „Ich will sie beschützen! Umblüme und bekränze die schöne Seele mit einem schönen Körper: unbesudelt soll diese Hülle einmal von ihr fallen! — Gib ihr ein großes Auge — Die Falschheit soll es nicht verdrehen. Leg' ein weiches Herz in ihren Busen — es soll nicht zerfallen, eh es für Natur und Tugend geschlagen.

Aufgeblüht und entknospet will ich sie dir aus der Erde zurückbringen. Denn in den Schimmer des Mondes, in den Zauber der Frühlingsnacht will ich mich verwandeln und mit Seufzern sanfter Wehmuth ihren Busen heben. Im Getöne der Musik will ich sie rufen und von deinem Himmel mit ihr reden. Die Stimme ihrer Mutter oder einer Freundin will ich borgen und sie an mich ketten. Oft im einsamen Dunkel will ich um sie schweben, und durch eine Thräne, womit ich ihr Auge verschönere, ihr das Zeichen geben, daß ich sie umarme und daß sie noch meine Freundin ist. Und hab ich sie durch den warmen Tag des Lebens geleitet bis ins düstre Alter hin, so soll ihr Schimmer am Morgen der Ewigkeit wie Mondschimmer am Morgen erblassen und eine neue Sonne wird sie mit einem neuen Paradies und einem neuen Morgen anstrahlen."

Der gute Genius und sie flogen mit einander auf die Erde nieder, gehasset und begleitet vom bösen Genius.

O du, für die ich dieses schrieb, denk' an mich und dieses Blatt, und wenn einst meine Stimme über der Erde entfernt, oder unter ihr verstummt, nicht mehr zu dir reicht, so höre sie auf diesem Blatte, und wenn einst mein fortgewandertes oder ausgemodertes Auge nicht mehr sieht, ob du glücklich bist, so werde nie unglücklich!" —

„Das ist Alles recht artig in seiner Art," sagte sie, nachdem sie gelesen; „aber er hätte doch anders schreiben können. Er schwebt doch gar zu viel in einer andern Welt und oft gerade in Augenblicken, wo man Lust hat, in dieser recht nach Gefallen zu leben. Schade, daß er das nicht

einsieht, und daß er mich immer mit in seine Aetherregionen zu ziehen hofft. Wenn ich ihm zu Gefallen den Flug mit beginne, so schweift er dann in trunkener Begeisterung voraus und merkt nicht, daß meine Flügel bereits ermattet sind und daß ich längst wieder in das prosaische Hof zurückgesunken bin. Ich wollt' er wäre ein wenig anders, so gut er's in seiner Weise auch meint. Der gute Junge sagt so viel Schönes über die Liebe, die er doch gar nicht kennt — und ich — ich glaube, ich bin eine sehr ungeschickte Lehrerin."

Jean Paul betrat das Haus in dem nämlichen Augenblicke, als die Frau von Günthersdorf heimkehrte. Er wurde von letzterer äußerst freundlich empfangen, verweilte aber doch nur kurze Zeit in der Gesellschaft der beiden Damen. Er war heute durch mehrere getäuschte Erwartungen verstimmt und mühte sich vergebens, das Gespräch in gewohnter Weise zu würzen und zu beleben. Zwischen seiner und Charlottens Liebe fand ein Kontrast statt, von welchem er nichts ahnte, den sie indeß schon in ihrem Selbstgespräch angedeutet hatte.

Drittes Kapitel.

Das Zimmer einer Dame konnte nicht geschmackvoller, behaglicher oder in irgend einer Hinsicht vortrefflicher eingerichtet sein, als Frau von Günthersdorf das ihrige ausgestattet hatte, und wer so glücklich war, diesen Raum betrachten zu dürfen, mußte nothwendig eine hohe Meinung von der Bewohnerin mit hinwegnehmen, vorausgesetzt den kleinen Umstand, daß der Betrachtende unartig genug war, der Bewohnerin geringere Aufmerksamkeit zu schenken, als dem Zimmer.

Agnes stand im Hintergrunde dieses Zimmers und blickte von da durch die halbverhüllten Fenster hinüber nach dem Gasthof, wo Fremde angekommen waren. Ihre Schwester Charlotte saß am Klavier und ahnte nicht, daß die Töne, die sie dem Instrument entlockte, von Agnes eigentlich nur als Signale geduldet wurden, welche die Aufmerksamkeit von Vorübergehenden oder Nachbarn rege machen sollten. Agnes hatte wenig Sinn für Musik und das Klavier war für sie ein Schmuck des Zimmers, weiter nichts; allein sie sah es

gern, wenn eine kundige Hand die Tasten in Bewegung setzte, denn die Welt mußte glauben, sie sei die vortreffliche Virtuosin. So viel ist gewiß, daß die Welt die Frau dieses Hauses nicht leicht am Fenster bemerken konnte, wenn Klavierakkorde aus ihrem Zimmer schallten. Leider war das kleinstädtische Treiben schuld daran, daß ein so unschuldiger Betrug von den Meisten bald durchschaut wurde und nur die Gutgesinnten und Wohlmeinenden fanden nichts Auffälliges in dem Umstande, daß die bescheidene Dame nie zu bewegen war, in Gegenwart andrer ihre Kunstfertigkeit zu üben und stets nur in einsamen Stunden der Kunst zu huldigen. Tönen doch auch die Kehlen der gefiederten Sänger in der Waldeinsamkeit am schönsten und die Nachtigall schlägt am seelenvollsten, wenn man sie blendet und mit Dunkelheit umgibt. Die Einsamkeit war überhaupt ein Zustand, für welchen Frau Agnes schwärmte, und nur der Schwester Charlotte gestattete sie öfter, ihr Zimmer zu theilen. Letztere mußte, wenn sich unabweisbare Besuche meldeten, in der Regel das Gemach verlassen und Frau Agnes sah es dann nur gern, wenn die Schwester beim Hinweggehen eine Stickerei, eine halbvollendete Zeichnung oder auch eine andre mehr nützliche als schöne Arbeit mitzunehmen vergaß. Die Dame prahlte nie und es war auch in diesen Fällen die Schuld des leichtgläubigen Gastes, wenn er annahm, Frau Agnes habe jene artigen Gegenstände den Augenblick erst aus der Hand gelegt.

Die Geschichtschreiber wissen, daß im Grunde wenig dazu gehört, äußere Facta zu berichten; das Schwierige ist:

die wahren Ursachen, den eigentlichen Zusammenhang der Begebenheiten zu erklären, ohne welche die Thatsachen wenig Bedeutung haben. Es gehört ein seltenes Talent dazu, die Thatsachen so hinzustellen, daß sie selbst reden, sich selbst, ohne Zuthun des Berichterstatters, zu erklären scheinen. Wer solches Talent nicht besitzt, dem muß es schon erlaubt sein, dann und wann zu räsonniren und wir wollen uns nur Mühe geben, daß dies so selten als möglich nöthig wird.

Thatsache war, wie schon früher erwähnt, daß Charlotte, die reichbegabte, spielte und sang; daß Agnes im dunkeln Hintergrunde des Gemachs stand oder saß; ferner, daß seit zwei Tagen drüben im Gasthofe eine sehr ansehnliche Reiseequipage angekommen war und daß sich zu dieser Stunde die beiden sehr respectabeln Reisenden, offenbar dem Gesange lauschend, in ihren Zimmern befanden. Desgleichen war es Thatsache, daß Frau Agnes bereits seit gestern die Aufmerksamkeit jener Fremden auf sich gezogen und von ihnen bewundert worden war. Leuten, die viel reisen, wird zwar bald das nil admirari zur Gewohnheit, allein wenn sie in einem Gasthaus einquartiert sind, wo sie nichts Ernstes zu thun haben und aus dessen Fenstern man nur eine uninteressante Straße überblickt, dann muß eine Dame wie Agnes, die sich gegenüber zeigt, jedenfalls den Gleichmuth bannen. Es folgten noch verschiedene andre Thatsachen. Charlotte wurde plötzlich aufgefordert, für diesmal aufzuhören und das Zimmer zu verlassen, denn Agnes wurde plötzlich von ihrer Sehnsucht nach Einsamkeit befallen. Die Schwester gehorchte augenblicklich, und nun, da das Spiel verstummt

und sie allein war, trat Frau von Günthersdorf zum Fenster, zog die vorher halbgeschlossenen Gardinen zurück und ließ ein helleres Licht ins Gemach und auf ihre Person strömen.

Die äußere Persönlichkeit ist freilich auch etwas thatsächliches und müßte eigentlich genau beschrieben werden; aber gesetzt auch, es läge ein Hogarthsches Portrait vor, so würde in diesem Falle doch leider der Lichtenberg dazu fehlen. Frau Agnes war noch jung, sie war einst hübscher gewesen als jetzt ihre Schwester (die, bei aller Anmuth, doch nicht schön heißen konnte,) aber seitdem waren allerdings verschiedene Jahre verflossen; gewiß ist, daß sie es an nichts fehlen ließ, um wenigstens den Schein der frühern Glanzperiode zu erhalten; auch den Schein der zahlreichen Huldigungen, die ihr in jener schönen Zeit geworden, auch den Schein derselben Sprödigkeit, womit sie jene damals zurückgewiesen, bis, gerade da eine bedenkliche, kritische Periode, die nichts mehr von Huldigungen kennt, eintreten wollte, plötzlich Herr von Günthersdorf erschien und ihre Hand eroberte, weil seine Verhältnisse, wie oben erwähnt, eine schnelle Vermählung rathsam machten. Der gutmüthige Schwarzenbach würde sich, zu Gunsten des Miterben, vieler Vortheile freiwillig entäußert haben, hätte die Vermählung des Letztern nicht den Zwiespalt zwischen den beiden Jugendgenossen vollendet und befestigt. Schwarzenbach kannte Agnes und hegte eine außerordentliche Abneigung gegen dieselbe, eine Abneigung, die vielleicht wenig schwächer war, als die der Dame gegen ihn. Das Schmieden geheimer Kriegsplane gegen das vom Schicksal mehr begünstigte Haus Schwarzenbach nahm einen

großen Theil der Zeit in Anspruch, die Frau Agnes so gern auf andre interessante Gegenstände verwendet hätte. Indeß wußte sie meist ihre Zeit wohl einzutheilen und vollbrachte, gleich dem römischen Feldherrn, öfters zwei sehr verschiedene Geschäfte zugleich. Liebe und Krieg erfüllten ihr Gemüth und selten schlug eine so glückliche Stunde, wie die gegenwärtige, wo die Liebe allein ihr Herz beschäftigte.

Frau Agnes ging einigemal sinnend im Gemach auf und ab, bis sie sich vor ihrem Schreibtische niederließ. Ihre Gedanken mußten in sehr entfernte Regionen schweifen, denn sie saß eine geraume Zeit, die Stirn in die schöne Hand gestützt, still und bewegungslos.

Gott behüt' uns, daß wir den Gedanken, womit sie beschäftigt war, nachspüren sollten; wenn aber das, was sie nun that, einiges Licht auf jene Gedanken werfen sollte, so kann dafür niemand. Ein kleiner Spiegel sagte der gedankenvollen Frau, daß die Fremden gegenüber verschwunden waren; sie konnt' es ihnen im Grunde nicht verdenken, da sie ja ihr Antlitz nicht nach jener Seite gewendet hatte.

Agnes öffnete ein verborgenes Fach des Schreibtisches und zog verschiedene niedliche Briefe hervor, die sämmtlich an sie gerichtet waren. Lächelnd las sie eines der Papiere und beim Lesen verklärte sich ihre Miene mehr und mehr; dies schien sie selbst zu wissen, denn noch während des Lesens warf sie mehrmals einen Blick in den kleinen Spiegel und offenbar war sie sehr zufrieden mit ihrem eignen Aussehn. Sie verbarg die Briefchen wieder und schickte sich an, selbst eines zu schreiben. Ein zierlicher Briefbogen ward zurecht

gelegt und eine Feder ward geschnitten, die man sehr oft probirte, bevor sie als tauglich befunden werden konnte.

Dann schrieb Agnes. Sie mochte wohl jeden Satz und jeden Ausdruck lange erwägen, denn das Schreiben wurde durch viele Pausen, durch viele Blicke in den bequem angebrachten kleinen Spiegel und durch viele Seufzer unterbrochen. Endlich war das Schreiben vollendet und es mußte trefflich gelungen sein, denn als sie es überlas — und dies geschah zweimal hinter einander, — drückten all ihre Mienen die höchste Zufriedenheit aus.

Das Briefchen wurde sehr sorgfältig gefaltet, nachdem sie nicht vergessen, ihm mittels einer duftigen Essenz einen Wohlgeruch beizubringen, der mit der Süßigkeit der Worte wetteifern mußte. Sie schrieb die Adresse und siegelte, letzteres jedoch mit einem Petschaft, dessen sie sich gewöhnlich nicht zu bedienen pflegte und welches sie nach dem Gebrauch sehr sorgfältig verbarg. Nicht allein der Inhalt, sondern auch die Schrift selbst hatte ungewöhnlich viel Zeit erfordert, denn sie war bemüht gewesen, ihre Handschrift gänzlich zu verstellen.

Der Inhalt dieses Briefes ist später bekannt geworden und er kann der Vollständigkeit wegen wohl auch hier eine Stelle finden. Er lautete wie folgt:

„Verehrte, angebetete Frau!

Werden Sie es verzeihen können, daß der unglückliche Schreiber dieser Zeilen es wiederholt wagt, seine Worte an Sie zu richten? Doch, was nenn' ich mich unglücklich! wurde mir nicht das hohe Glück zu Theil Sie zu sehen! —

Voll Hoffen und Bangen hab' ich die Minuten gezählt, nachdem ich mir erlaubt hatte, Ihnen zum ersten Mal zu gestehen, was ich für Sie empfinde — die leise Hoffnung, die ich anfangs, allzukühn, hegte, schwand nur zu bald, und Ihr Schweigen macht mich zum Elendesten auf der Welt. Und doch würd' ich mich selbst jetzt noch glücklich preisen, wenn ich Ihr Schweigen nicht gänzlich zu meinem Nachtheil deuten müßte. O', nur ein Wort, himmlische, liebenswürdigste der Frauen! nur 'ein Wort, daß Sie mich nicht verachten, daß meine Anmaßung Sie nicht beleidigt hat. Vergebens würde ich nach Ausdrücken suchen, Ihnen die Gluth zu schildern, welche mich verzehrt, umsonst suche ich nach Worten, Ihnen meine hohe innige Verehrung zu bezeugen. — Aber in Ihrer Macht liegt es, durch ein Wort einen Unglücklichen, den der Zauber, welcher Sie umgibt, befangen hält, von der Verzweiflung, vom Tode zu retten. Darf so viel Reiz, so viel Anmuth, mit so viel Grausamkeit im Bunde stehen? — Und doch — verzeihen Sie dem Verzweifelnden, wenn er sich auf's Neue verirrt, wenn er — es nicht zu bereuen vermag, Ihnen Wünsche angedeutet zu haben, denen Sie nur durch Schweigen antworteten. Allein ich vermag diesen peinlichen Zustand zwischen thörichtem Hoffen und wohl nur zu gerechter Furcht nicht länger zu ertragen — sprechen Sie ein Wort, herrliche, reizendste Agnes, ein Wort, welches mir Tod oder Leben geben wird! Soll ich diesen Ort meiden, wo ich die Herrlichkeit des Himmels erblicken mußte, um, als ein Verdammter, meine Hölle um so herber zu empfinden — soll ich fliehen von hier, wo für mich allein

Leben auf der Welt ist, o so sprechen Sie nur den Befehl aus und lassen Sie den Armen hinaus ins Elend ziehen — den Armen, dessen einzige Schuld darin besteht, daß er sich von Ihren Reizen rühren ließ — und konnte er diese Schuld meiden, nachdem er Sie einmal erblickt hatte? — Mein Herz ist zu voll und zu bang — ich vermag nichts mehr zu sagen — nur noch die Bitte: gewähren Sie mir ein Zeichen der Entscheidung, nur wenige Schriftzüge Ihrer theuren Hand, welche mein Schicksal entscheiden müssen. Meine Hoffnung ist schwach im Gefühle meines Unwerthes, und doch will sie mich noch nicht ganz verlassen, wenn ich der Milde gedenke, welche aus ihren schönen Augen spricht. Sein Sie versichert, himmlische Frau, daß Sie in Leben und Sterben der einzige und letzte Gedanke sein werden Ihres innigsten Verehrers

A. v. S."

Dieser freilich ziemlich confus abgefaßte Brief bezog sich, wie man sieht, auf einen andern kurz vorher geschriebenen, in welchem die zahllosen Vorzüge und seltnen Eigenschaften der Frau Agnes sehr beredt geschildert worden waren.

Im Grunde läßt sich doch wohl nichts gegen die unschuldige Gewohnheit einer liebebedürftigen Dame, die überdies ihrer trefflichen Eigenschaften sich wohl bewußt ist, einwenden, nämlich die Gewohnheit, Liebesbriefe an sich selbst zu schreiben. Ueberhaupt war Agnes dabei rücksichtsvoll genug, solche Briefe nie mit wirklichen Namen zu unterzeichnen; denn, befanden sich auch zwei oder drei Herren in der Stadt, denen möglicherweise das A. v. S. gehören konnte,

so waren dies ja doch nur Buchstaben. War es nicht tugendhaft genug, sich nur im Stillen an solchen selbstgemachten Briefen zu ergötzen, während die Sage ging, daß hundert andre Frauen wirkliche derartige Billets empfingen und auch wohl gar beantworteten? Auch darf nicht übersehen werden, daß gerade durch solche Briefe, wie den oben angeführten, Agnes ihre streng sittliche Gesinnung recht deutlich bezeugte: denn aus dem Schreiben ging ja klar hervor, daß sie keineswegs geneigt war, dem fingirten (geschweige einem wirklichen) Bewunderer Gehör zu schenken. Er wagte allerdings noch leise zu hoffen, allein Agnes konnte ja schon im nächsten Briefe beweisen, wie nichtig diese Hoffnung des Unverschämten gewesen. Uebelwollende könnten dagegen behaupten, sie schrieb nur deshalb an sich selbst, weil Andre sich niemals die Mühe nahmen, und das kokette Weib, daß sich vereinsamt und damit seine übergroße Eitelkeit verletzt sah, wollte sich selbst helfen. Nichtige Verläumdung! Eine harmlose Spielerei ist jedem zu gönnen, zumal wenn niemand dadurch benachtheiligt wird. Je weniger der liebenswürdigen Frau Agnes von all ihren Umgebungen Freude gemacht wurde, um so eher mußte sie berechtigt sein, sich selbst zu entschädigen, so gut sie konnte.

Es handelte sich in der That nicht um Kleinigkeiten; das Schicksal war auch in bedeutsamen Fällen ungünstig für Agnes, während es z. B. die Frau von Schwarzenbach, ihre Feindin, so sehr begünstigte. Eine der stillen Hoffnungen Agnesens war es seit geraumer Zeit, Mutter zu werden — hauptsächlich des leidigen Testaments willen. Seit länger

als einem Jahre hatte sie von Zeit zu Zeit darauf hingedeutet, daß sie Grund habe, jene Hoffnung bald erfüllt zu sehen, allein die Umgebungen waren zu oft getäuscht worden, und niemand glaubte jetzt mehr an solche Hindeutungen, die man unter anderm auch deshalb fallen ließ, damit sie zur Kenntniß der Feindin gelangen und dieser wenigstens einige Unruhe bereiten möchten. Auch gegenwärtig war Agnes bemüht, ein solches Gerücht zu verbreiten und sie beobachtete eine Lebensweise, die dem ganz gemäß war. Ihre Beharrlichkeit dabei hatte den guten Erfolg, daß viele der Umgebungen meinten, es müsse diesmal doch etwas Wahres an dem Gerüchte sein.

Andre Frauen, die sich in ähnlicher Lage befunden hätten, wie Agnes gegenüber ihrer Feindin, würden sich mit dem bloßen Neid begnügt haben, welcher, abgesehen von gelegentlicher Verleumdung, unthätig bleibt und niemand quält, außer den Inhaber solch peinlichen Gefühles selbst. So kleinlich war Agnes nicht. Sie wußte, daß Neid und Eifersucht unfruchtbar sind, daß man handeln müsse, wenn man ein Ziel erreichen wolle; und sie war zum Handeln entschlossen — ja sie hatte schon gehandelt. —

Es wurde jetzt ein Besuch gemeldet, welchen die schwärmerische Einsiedlerin sogleich vorließ, obwohl der Gast sich sehr schlecht für diesen Raum und die Gesellschaft der Bewohnerin zu eignen schien. Eh' derselbe eintreten durfte, wurden die Fenster insoweit verhüllt, daß kein nachbarlicher Blick ins Gemach dringen konnte.

Ein altes Weib erschien, eine jener bekannten widerlichen Erscheinungen, denen man ansieht, daß ihr Beruf ist,

bedrängten Seelen Liebesdienste zu erweisen. Sie wahrsagen aus der Karte und sind sonst noch zu Allem bereit, wozu man sie brauchen will.

„Du wirst mir sagen wollen," begann Agnes, „daß die Schwarzenbachs abgereist, d. h. entflohen sind; ich kenne diese Neuigkeit schon, Martha. Aber damit hängt eine andre Neuigkeit zusammen, für welche du mir verantwortlich sein mußt. — Wenn sie entflohen sind, so setzt dies einen Argwohn voraus und ich weiß leider, daß sie einen solchen gefaßt haben, wenn auch nicht den schlimmsten; der leiseste wäre für uns schon schlimm genug. Du bist irgendwie unvorsichtig gewesen, Martha, — besinne dich! der Nachtheil würde bei weitem mehr auf deiner Seite sein, als auf der meinigen."

„Die alte Martha ist nie unvorsichtig, gnädige Frau. Sicherlich, Sie machen sich eitle Sorgen. Frau von Schwarzenbach wünscht anderswo, vermuthlich in einem Bade, ihre Niederkunft abzuwarten, und der Gemahl hat ihr diesen Wunsch sogleich erfüllt — das ist Alles. Niemand weiß, wohin sie reisen, aber ich denke es wird nicht weit sein und ich getraue mich das Asyl auszukundschaften. Für diesen Fall muß ich doch Ihre Befehle hören."

„Du kennst meine Aufträge für jeden Fall!" sagte Agnes hastig, als wäre ihr diese Antwort lästig und als wünschte sie, nicht weiter darüber zu sprechen. „Bist du wirklich ganz sicher, daß niemand" —

„O, vertrauen Sie doch meinem Worte! Es ist rein unmöglich, daß sie auch jemals nur die leiseste Ahnung

haben könnten. Mich wundert Ihre Besorgniß nicht, gnädige Frau, obwohl dieselbe schwinden muß, wenn Sie erwägen, daß man sich in solchen Angelegenheiten keine Vertrauten sucht. Was ich thun will, vollbring' ich stets allein und brauch' auch keine Gehilfen. Bei mir ist ein Geheimniß sicher begraben. — Und Sie haben mir nichts weiter aufzutragen?"

„Nein."

Die Alte wollte sich entfernen. Da besann sich Frau Agnes doch noch auf einen Auftrag. Der Gegenstand, um den es sich handelte, hatte ihr auf einige Augenblicke, wo nicht die Fassung, doch die Gedanken an andre Dinge entzogen. Ein momentanes Gefühl des peinlichsten Unbehagens war schnell niedergekämpft und sie vermochte wieder an fröhliche Gegenstände zu denken.

„Nimm dies Briefchen mit dir" — sagte sie, der Alten das kaum vollendete Schreiben überreichend, — „und sorge dafür, daß es durch eine hier unbekannte Person für mich abgegeben wird. Es betrifft einen Scherz, den ich nicht gern mißlingen sähe."

Die Alte empfing den zierlichen Brief und verbarg ihn im Busen.

„Martha," sagte Agnes, „du bist heute wie verwandelt; es ist das erste Mal, daß du kein Geld verlangst. Hier ist etwas auf Abschlag."

So gleichgiltig wie den Brief, empfing die Alte das Geld und verbarg es. „Was man mir freiwillig bietet," sagte sie, „weis' ich nicht zurück. Aber ein wichtiger Dienst

soll erst bezahlt werden, wenn er zur Zufriedenheit vollbracht ist. Daß er so vollbracht wird, dafür steh' ich; aber leichter wär's freilich gewesen, wenn die Schwarzenbachs daheim geblieben wären. Es hätte mich dann ein einziges Gebet und ein geheimnißvolles Sprüchlein gekostet, gnädige Frau, und ich hätte es im Voraus beschwören wollen, daß die Dame keines lebendigen Kindes genesen würde." —

„Schweig' und thu' was ich dir befohlen!" rief Agnes noch heftiger als zuvor. „Ich brauche dich heute nicht weiter, geh!"

Die alte Martha entfernte sich und ließ Agnes in einer Stimmung zurück, die in der That nicht beneidenswerth heißen konnte. Sie empfand eine innere Unruhe, welche ihr die Einsamkeit bald unerträglich machte. Heftig zog sie die Klingel und befahl dem herbeieilenden Mädchen, ihre Schwester zu rufen. Charlotte erschien nach wenigen Minuten und mußte es unbegreiflich finden, daß sie jetzt von Agnes, die sich über Vernachlässigung beklagte, mit Vorwürfen überhäuft wurde, nachdem ihr kaum eine Stunde vorher befohlen worden, das Zimmer zu verlassen.

Viertes Kapitel.

In einem Wäldchen in der Nähe der Stadt lehnte Felix an einem alten Baumstamm. Es war eine heimliche trauliche Stelle; Bäume und Büsche standen nicht so dicht, daß man nicht nach allen Seiten eine, wenn auch halb verhüllte Aussicht gehabt hätte; rechts und links einen Blick in freundliche Thäler, gradaus die Dächer und Schornsteine der nahen Stadt. Es herrschte hier eine Ruhe und Stille, daß man jedes einzelne Blatt flüstern hörte, wenn der leise, warme Frühlingshauch es bewegte. Wolf, der Hund, streifte im Gebüsch umher, jedoch ohne sich weit von seinem Herrn zu entfernen.

Der letztere lehnte fast regungslos, beide Hände auf seinen Stock vor sich hin gestützt. „Sie kommt wohl nicht,“ murmelte er einmal halblaut vor sich hin, doch ohne seine Stellung zu verändern und nur nach der Richtung hinblickend, von woher er jemand erwartete. Aber es zeigte sich niemand und man vernahm keinen sich nähernden Tritt,

wie geräuschlos auch die ganze Umgebung ruhte. Weit von drüben, wo sich die Landstraße hinzog, hörte man das knarrende Rad eiues Frachtwagens und das Knallen einer Peitsche, dazwischen auch das Getriller einer Lerche, ja selbst das Krähen der Hähne in der Stadt drang bis in diese stille Abgeschiedenheit und machte dem Harrenden sein vergebliches Warten doppelt unbehaglich, da er die Stille durch einen menschlichen Tritt unterbrochen zu hören wünschte.

Endlich schlug der Hund leise an und als sich Felix umsah, erblickte er wenige Schritte seitwärts die Gestalt der alten Martha.

„Sie haben lange warten müssen," sagte sie; „aber es ist nicht meine Schuld; ich mußte einen Umweg nehmen, damit man nicht sah, daß ich hieher ging."

„Hast Du Alles erfahren, was ich wissen muß und hast Du die erwarteten Aufträge erhalten?"

„Möglich, daß ich viel weiß," entgegnete Martha, „und vielleicht hab' ich auch neue Aufträge. Allein warum soll ich mir fortwährend von Ihnen befehlen lassen? Ich versprach keinen solchen Auftrag mehr auszuführen und das will ich halten; doch will ich auch nicht mehr Alles ausplaudern und preisgeben, was mir anvertraut worden ist. Sie sollen mich nicht zwingen. Ein dummer Zufall war Ihnen günstig, ein garstiges Geheimniß von mir zu entdecken und damit glauben Sie mich nun völlig in der Gewalt zu haben. Ich will nichts mehr sagen. Ueberdies wissen Sie ja schon so viel — immer sind Ihnen meine Neuigkeiten schon bekannt, d. h. Sie geben sich den Anschein, als wären Sie schon

zuvor hinter Alles gekommen. Soll ich Ihnen ferner dienen, so verlang' ich auch belohnt zu werden, denn Ihr altes Mittel, das entdeckte Geheimniß verrathen zu wollen, nutzt sich mehr und mehr ab. Erinnern Sie sich, daß Sie durch fortgesetztes Schweigen von Tag zu Tage mehr mein Mitschuldiger werden. Welches Interesse haben Sie an der ganzen Angelegenheit, die ja nicht die Ihrige ist?"

Felix ließ das Weib noch eine Zeitlang schwatzen; er schien ihre Worte kaum zu vernehmen, bis er sich endlich besann, weßhalb er hier war.

„Dein zweites Opfer ist Dir entgangen," sagte er, „und es wird meine Sorge sein, daß es nicht wieder in Deine Gewalt kommt. Den Aberglauben, dem Deine zeitherige Gebieterin bei all ihrem frivolen Wesen so sehr ergeben ist, darfst Du vor der Hand nicht zerstören. Laß sie noch immer in dem Wahne, als vermöchtest Du durch einige Verwünschungen ein Leben zu vernichten; aber hüte Dich, in der Wirklichkeit wieder eines zu gefährden. Ich hätte Dich nie geschont, wenn ich Deinen Lebenslauf nicht kennte, wenn ich nicht wüßte, wie Du von Stufe zu Stufe zu Deinem greulichen Gewerbe und zu deinen Verbrechen herabgesunken — doch davon später! Welchen Auftrag hast Du von Agnes erhalten?"

„Sie schien von der plötzlichen Abreise der Schwarzenbachs wenig zu argwöhnen, obwohl sie sich gegen mich stellte, als fürchte sie, daß man auf jener Seite einen Verdacht hege; aber sie vertraut mir doch noch unbedingt."

„Also ein neuer Mordplan." —

„Freilich, und sie hofft, daß er so gut wie der erste gelingen werde — sie glaubt fest, meine Zaubersprüche werden auch in die Ferne wirken; gleichwohl ist sie so feig, daß sie den Auftrag nicht mit klaren Worten auszusprechen wagte; man soll das Verbrechen nicht blos für sie vollbringen, man soll ihr auch den Befehl dazu an den Augen absehn."

„Was würdest Du ohne meine Dazwischenkunft, und wenn ich Dir Dein Thun und Treiben nicht abgelauscht hätte — was würdest Du jetzt thun?"

„Das sind müßige Fragen. Sagen Sie lieber, was ich jetzt thun soll."

„Mich von Allem, was Du von Agnes erfährst, sogleich und aufs Genaueste in Kenntniß setzen — scheinbar Deiner Gebieterin ergeben bleiben — aber mir in Allem aufs Genaueste gehorchen" —

„Viel auf einmal verlangt," sagte Martha. „Aber ich will Ihren Versprechungen trauen, die mir volle Entschädigung verheißen; überdies glaub' ich in der That, daß in Ihrem Dienste doch am Ende weniger Gefahr zu besorgen ist als bei den schauerlichen Kunststückchen, die Frau Agnes gegen kargen Lohn von mir verlangt."

„Ist es wirklich nur der Gewinn oder die mögliche Entdeckung, was Dich antreibt oder abhält, einer Mutter ihre Kinder zu rauben, zu ermorden?" —

Theils mochte es der eigene Ton sein, in welchem Felix diese Worte sprach, mehr jedoch die plötzliche Erinnerung an frühere Begebenheiten, wodurch das alte Weib jetzt in eine Stimmung gerieth, welche von ihrem gewohnten Wesen

himmelweit verschieden war. Sie gerieth in sichtliche Bewegung und deckte, während sie an dem Fuße der alten Buche niedersank, mit beiden Händen die Augen, als wollte sie Thränen hervorpressen. Aber diese waren der unter Verbrechen graugewordnen versagt.

„Vielleicht ist's unnütz," — sagte Felix halblaut zu sich selbst, — „und doch will ich's nicht länger verschieben. Zum wenigsten mag es ferneres Unheil verhüten, wenn es auch mir nichts frommt."

„Kennst Du den Schmerz einer Mutter nicht?" fragte er Martha, die krampfhaft schluchzend neben ihm kniete.

Sie vermochte nichts zu erwiedern und nach einer kurzen Pause fuhr Felix fort:

„Ich glaube wohl, es würde quälend für Dich sein, eine Beichte über das Vergangene abzulegen — ich will Dir die Mühe abnehmen. Du wirst dabei erkennen, daß ich mehr von Dir weiß, als Du bisher ahntest. — Du warst einst Mutter und hofftest bei all Deinem damaligen Elend noch glücklich zu werden; Du konntest noch hoffen, denn Du warst damals rein von Schuld."

Martha hob, als staunte sie einen Augenblick, daß ein Fremder ihre Geschichte kannte, den Blick zu Felix empor; aber sofort senkte sie das Haupt wieder, schien jedoch voll ängstlicher Spannung zuzuhören, während er weitersprach.

„Deine Verwandten wollten die Verbindung mit Deinem Jugendfreunde nicht und wußten diesen zu entfernen, bis Du Dich verlassen wähntest. Noch mehr, sie nahmen Dir Dein Kind, von dem Du nie wieder Kunde erhalten

solltest; sie setzten es meilenweit von der Heimath aus, während Dich eine tödtliche Krankheit besinnungslos auf dem Lager fesselte. Kaum warst Du wieder zum Bewußtsein gelangt, so sagte man, Dein Kind sei gestorben. Aber Deine Fieberträume sagten Dir's anders. In halbem Wahnsinn entflohst Du aus dem Hause, um Dein Kind zu suchen. Du miedest die Heimath wie eine Stätte des Mordes — Die Verzweiflung trieb Dich von Ort zu Ort — überall folgten Blicke der Verachtung der jungen Bettlerin, die durch grausame Demüthigungen bald zu dem wurde, was sie anfangs nur schien. Dann wurde auch der Hunger mächtiger als die Verzweiflung — es bedurfte nicht langer Zeit, so warst Du verloren."

Felix schwieg und auch die Alte beharrte in ihrer Lage. Endlich nahm Ersterer wieder das Wort:

„Mit unsäglicher Mühe und nur im Laufe von Jahren hab' ich Deine Geschichte erforscht, die Du selber niemand erzählt hast. Das Verbrechen ist Dir jetzt Gewohnheit geworden. Und ein Verbrechen hast Du auf der Seele, was Du nicht gut machen kannst. Dein Kind werden Fremde gefunden und werden es auferzogen haben — wie willst Du jener Mutter ihr Kind ersetzen?"

„Sie fühlen ja selber, Sie wissen es ja, daß ich nur in Verzweiflung, in halbem Wahnsinn ergraut bin" — sagte jetzt Martha — „so müssen Sie auch wissen, daß ich nur unwillkürlich handelte, daß ein dunkler Trieb mich zwang, an Andern zu rächen, was Andere an mir gethan. Muß Grausamkeit auf Grausamkeit gehäuft werden! Mann, was reißest Du mich aus dem Traume, in dem ich seit

langen Jahren wandelte! Wer gibt Dir ein Recht, mich für das zu verdammen, was ich nicht meine That nannte?"

„Dein Kind haben Fremde gepflegt, die nicht wußten, wem es angehörte, und es hätte glücklich werden können, hätte das Schicksal so gewollt."

„O Gott! ich bin quitt mit der Welt — ich war auch eine Mutter — aber man raubte und mordete mein Kind."

„Dein Kind lebt."

Martha hob aufs Neue den thränenleeren Blick zu ihm empor und starrte dem Manne, der noch immer am Baumstamm lehnte, in das äußerlich ruhige Gesicht.

„Man meint immer, Alles plötzliche wirke schädlich," sagte Felix. „Aber ich muß heute noch weiter in der Gegend und liebe das allmälige nicht. Auch ist des Schlimmen schon zu viel geschehn, noch dazu nach langsamer Ueberlegung, daß ich nicht wüßte, was Aergeres übrig sein könnte. Kurz und gut, Martha — dein Kind lebt und steht vor Dir."

„Je kürzer und klarer man spricht, um so schwerer wird man in dieser verdrehten Welt begriffen," murmelte Felix vor sich hin, als ihn die Alte mehr ungläubig als staunend anblickte.

„Ich muß schon noch einige überflüßige Worte machen," fuhr er dann fort. „Fremde haben mich aufgezogen und mich zu ihren Erben gemacht. Sie wußten mir nur wenig über meine Herkunft zu sagen, eigentlich so gut wie nichts. Aber so gleichgiltig es mir, da ich einmal da war, sein konnte, ob ich aus der Südsee oder vom Monde stammte,

so plagte mich eine Zeitlang doch müßige Neugier und ich forschte eifrig nach. Der Zufall — daß ich das dumme Wort brauchen muß — half mir, und nach und nach erfuhr ich Alles insoweit, um das Fehlende errathen zu können. Ich fand endlich auch Dich selbst und drang zuletzt in Dein Geheimniß — leider zu spät, um Das und Jenes noch verhindern zu können. Thu' mir nun den Gefallen, Martha, und sei nicht mehr ungläubig, denn Du mußt einsehen, daß Du entweder Dein Kind vor Dir hast oder daß ich ein Zauberer bin. Nur einem von beiden konnt' es doch möglich sein, Alles das zu erfahren und zu wissen, was ich Dir gesagt habe."

Es möchte schwer anzugeben sein, welches Gefühl jetzt im Busen der Armen vorherrschte, nachdem ihr Alles Gehörte allmälig klar zu werden begann; — die Freude — wenn sie deren in der That noch fähig war — konnte nicht rein sein, denn in dieser Minute war ihr das bisherige entsetzliche Leben zugleich auch zum erstenmale deutlich bewußt geworden. Aber endlich besiegten doch die Anklänge aus der Jugend Alles Andre; — ein Strom der lange versagten Thränen trat aus ihren Augen, während ihr Gesicht zugleich durch einen menschlichern Ausdruck als früher verklärt wurde — so sank sie weinend, aber ohne ein Wort, vor dem Sohne nieder, dessen Knie sie krampfhaft umfaßte.

Felix suchte sich so sanft als möglich zu befreien. — „Das ist nun der Theil von der Geschichte, vor dem 's mir am meisten gebangt hat," sagte er zu sich selbst. „Ich muß rasch loszukommen suchen."

„Mutter!“ redete er die Zerknirschte an, die noch immer Alles erst halb zu fassen schien. „Was geschehn ist, kann niemand anders machen und die Reue vollends macht alles nur schlimmer. Es gibt für uns beide noch eins zu thun, wir müssen der Gegenwart und Zukunft ihr Recht lassen. Langes Weinen hilft jetzt nichts, obwohl ich dir diese Thränen gönne. Hörst du was ich sage?“

Die noch immer am Boden Knieende nickte stumm und er fuhr fort:

„Nach Allem, was du vernommen hast, kannst du wissen, daß die Zeit des Elendes vorüber ist. Leider wirst du das Vergangene nicht vergessen können; aber du wirst dir selber sagen, was du nun zu thun hast; — ich muß jetzt fort, und morgen oder in den nächsten Tagen siehst du mich wieder. Also kein Abschied. Lebwohl für heute.“

Er reichte ihr die Hand, die sie ergriff und mit Küssen und Thränen bedeckte. Aber nach wenigen Augenblicken wiederholte er „Lebewohl,“ wandte sich rasch ab und ging. Wolf folgte ihm auf dem Fuße nach.

Als Felix eine Strecke gegangen war und eben ein dichteres Gebüsch betreten wollte, kehrte er sich noch einmal um und blickte nach jener Stelle, wo die Zusammenkunft stattgefunden. Martha kniete noch immer, das Gesicht nach dem Hinwegeilenden gewendet. Das Gefühl unendlichen Mitleids überwältigte ihn und er ging zurück.

„Du darfst nicht hier bleiben,“ sagte er, indem er sie vom Boden aufrichtete. „Fasse dich und geh' nach der

Stadt zurück. Du wirst mich schon morgen wieder sehen — finde dich morgen an dieser Stelle wieder ein."

„Ich bin glücklich, daß du umkehrtest," sagte sie; „ach, ich wagte kaum das zu hoffen, mir war, als dürft' ich dich nicht mehr wieder sehen. Vorhin ließest du in der Zerstreuung deinen Stock hier liegen und ich erinnerte dich nicht, denn ich dachte, so muß er doch noch einmal zurückgehen, wenn er sich besinnt. Aber der Hund faßte den vergessenen Stock und trug ihn dir nach."

„Sei ruhig und geh' heim, arme Martha," sagte er mit milderer Stimme, als ihm sonst eigen war. „Du siehst ja, daß ich freiwillig wiederkam."

„O, Gott!" antwortete sie — „mir graut es heimzugehen — meine Behausung rückt mir die furchtbare Vergangenheit zu deutlich vor die Seele — die gräßlichen Erinnerungen werden mir da aus allen Winkeln entgegensehn — es ist da ein Schränkchen, welches abscheuliche Mittel birgt." —

„Du sollst eine andre Wohnung erhalten; nur diesen einen Tag geh noch in die alte. Schon morgen sollst du in freundlichere Umgebung, und du hast ja jetzt jemand auf der Welt, der dich trösten wird. Nur erinnere dich, daß jetzt niemand unsre Bekanntschaft ahnen soll, am wenigsten Frau Agnes, denn dies würde unsre Pläne stören. Bedenke, daß mir auch dein Beistand nöthig ist — versäume nichts Nöthiges, und finde dich morgen wieder hier ein."

Mit diesen Worten entfernte sich Felix zum zweiten Male und rascher als vorher. Er hatte diesmal den Stock

nicht vergessen und bezwang auch die Neigung standhaft, sich noch einmal umzusehen.

Aber Martha ging nicht so schnell. Erst nachdem Felix wirklich verschwunden, ward ihr Alles mehr und mehr klar; sie begann sich des unerwarteten Glückes mehr und mehr bewußt zu werden, während zugleich auch all die Umstände, die dieses Glück vergiften mußten, deutlicher hervortraten.

Ihr war, als haftete an dieser Stelle, unter derselben alten Buche, wo sie die wunderbaren Eröffnungen vernommen und wo ihr erst ein langer grauenvoller Lebenslauf gedeutet worden, der Schatten von Glück, welcher ihr am Lebensabend noch erschienen war; — jeder Schritt von diesem Orte, so schien es ihr, mußte sie in das alte Verderben stürzen und den momentanen Friedenstraum vernichten. Sie hatte Felix schon angedeutet, welches Grauen sie empfand, ihre alte Wohnung wieder zu betreten.

Jetzt sah sie auf dem Rasen den von Agnes erhaltenen Brief liegen, welcher ihr entfallen war. Sie war im Begriff, das Papier zu vernichten; doch besann sie sich schnell eines Andern.

„Er muß bestellt werden" — murmelte sie — „es ist sein Befehl und weiter bleibt mir doch nichts auf der Welt, als ihm zu gehorchen. Schwer genug wird mir's fallen, ferner die Aufträge dieses Weibes zu übernehmen — aber er wills so haben und es mag zu meiner Buße gehören."

Mehrmals im Begriff, nach der Stadt zurückzukehren, fühlte sie sich doch immer wieder festgebannt, und die Sonne

stand bereits tief, als sie sich endlich gewaltsam losriß und langsamen Schrittes den Rückweg antrat.

Auch Felix befand sich nach jenem Auftritte nicht wohl, obgleich es ihm lieb war, daß er sich endlich entschlossen hatte, denselben herbeizuführen. Seit er sich nach langem Forschen, während er sich sorgfältig hütete, eine dritte Person ins Vertrauen zu ziehen, die Gewißheit verschafft hatte, Martha sei seine Mutter, hatte er wenig ruhige Stunden mehr gehabt, denn Tag und Nacht mußte er sich Mühe geben, alle Schritte und Absichten der Frau zu erforschen, um dieselben verhindern zu können. Gleichwohl hatte er Grund, sie nicht sogleich aus ihrer traurigen Lage zu reißen; — hatte sie erst Verderben gestiftet, so sollte sie nunmehr das Werkzeug sein, um neues Verderben zu verhüten.

„Im Grunde weiß ich nicht," sagte er zu sich selbst, während er langsam durch die Felder wanderte, „was Glück und Verderben sagen will oder wozu beides vorhanden ist — wozu wir vorhanden sind! Zum Elend — dazu gibt es noch zuviel Fröhliche, wenigstens zu viel Schein des Glückes; — oder zum Glück — dazu gibt's zu viel Elend; oder zu etwas, was der schwache Verstand nicht begreift? schlimm genug alsdann, daß wir nicht bessern Verstand haben und blind wie ein Roß in der Mühle arbeiten müssen. Wir nehmens wahrhaftig viel zu gewissenhaft mit der ganzen Tragikomödie, daß wir durchaus einen Zweck haben wollen. Armes Volk! es empfindet eine ungeheure Beängstigung, wenn es denken soll, es sei zum Zufall auf die Welt gesäet worden. Zufall und Willkür sind freilich fatale Herren. Nun, ich will noch

einmal versuchen, wie weit ich im Stande bin, menschliches Streben und Thun nach meinem Plane zu lenken — und hoffentlich wird dies das letzte Geschäft sein. Dann wollen wir uns mit dem Zufall befreunden, Wolf!"

Der Hund gab durch mancherlei Zeichen seine freudige Zustimmung zu erkennen, während beide immer weiter feldein wanderten. —

Fünftes Kapitel.

Die alte Martha hatte den Brief von und an Agnes einer geeigneten Person mit gehöriger Anweisung zur Bestellung übergeben und darauf hatte sie sich endlich, als der Abend schon dunkelte, nach ihrer Wohnung verfügt. Diese war ganz wie für ein Wesen ihrer Art eigens gebaut. Ein abgelegenes Häuschen unter verdächtiger Nachbarschaft, welches nur aus Erdgeschoß und einem Gibelstübchen oben bestand. Das letztere bewohnte der Eigenthümer des Hauses oder vielmehr der Hütte, ein Mann, der indeß wenig darin weilte, am wenigsten des Nachts, wo ihn sein Gewerbe, er war ein Spieler von Profession, regelmäßig auswärts fesselte. Die wenigen Räume des Erdgeschosses, bestehend in einer sogenannten Stube, einer Küche und verschiedenen finstern Winkeln, die man Kammern nannte, hatte Martha inne. Der ohnehin enge Raum war noch mehr beschränkt durch allerlei alten Plunder und Gerüll, welches diese Gemächer füllte. Tageslicht konnte wenig eindringen, denn die ohne-

hin erblindeten runden Fensterscheiben, waren noch zum Ueberfluß sorgfältig verhüllt durch Vorhänge, welche schwer errathen ließen, aus welchem Stoff sie gewebt waren und welches ihre ursprüngliche Farbe gewesen. Alles hatte hier ein uraltes, dunkles und verstaubtes Ansehn. Und gleichwohl besuchte in dunkler Abendstunde oft die blühende Jugend diese widerliche Stätte, um sich Rath, Trost und die Zusicherung glücklicher Zukunft zu holen, konnte alles dies auch nur aus einer sehr schmutzigen Karte oder aus ein wenig Kaffeesatz geschöpft werden.

Zitternd öffnete Marthe ihre unheimliche Thür und das grauenvolle Unbehagen, welches sie schon im Voraus vor diesem Orte empfunden hatte, steigerte sich nur mehr, als sie ihn nun wieder betrat. Behaglich hatte sie sich wohl nie gefühlt, aber eine gewisse dumpfe Ruhe hatte sie doch besessen und sie war wenigstens zeither nie durch Vergleiche, durch den Kontrast, welchen ihr Alter zu ihrer Jugend bildete, unglücklich gemacht worden; das wahre Bewußtsein ihrer Lage hatte ihr gefehlt und was im Anfang der Wahnsinn verbarg, hatte später die stete Gewohnheit verborgen. Jetzt waren nun auf einmal die Bilder einer frühen und beglückten Jugend aufgefrischt worden und sie blickte darauf zurück, wie auf eine ferne Insel, von welcher sie durch ein grausenerregendes Meer, durch einen langen Zeitraum der Verworfenheit getrennt wurde. Das alte erstarrte Herz war weich geworden, aber darum auch zugleich zehnfach elend; die Jugend ist auch voll Hoffnung, wenn sie sich sehnt, aber was konnte das ergraute Weib, während es voll bitterer Wehmuth der fernen bessern Zeit gedachte, noch hoffen!

Bei jedem Tritt, den sie auf der einsamen finstern Straße vernahm, schauderte sie zusammen; es konnte ein Gast nahen, wie ihrer sonst häufig um diese Stunde kamen, und konnte sie nöthigen, gegen einen elenden Lohn ihr trauriges und verächtliches Gewerbe zu üben. Mit ängstlicher Hast schloß sie die morschen Fensterladen, damit kein Lichtstrahl ihre Gegenwart verrathen möchte, und die Thür verriegelte sie sorgsam, um jedem Besucher den Zutritt zu wehren.

Sie war jetzt vor Störung von außen sicher, aber doppelt unheimlich befiel sie nun das Gefühl der Einsamkeit, während sie hinter dem alten wurmstichigen Tische saß. Das dürftige Lämpchen erhellte nur die nächsten Gegenstände wenig und aus jedem der dunkeln Winkel in dem schwarzgrauen Gemach konnten gespenstische Gestalten hervortreten und die Verlassene ängstigen, die bis heute nicht gewußt hatte, was Furcht war.

„Warum muß manches ganz verloren sein," murmelte sie, „warum muß manches unersetzlich und wieder manches unzerstörbar sein? Das Jahr erneuert sich ganz und gar mit jedem Frühling und nur unser Elend soll durch all die Jahre dasselbe bleiben."

Sie bedeckte das Gesicht mit den dürren Händen, um gar nichts mehr zu sehen; aber in dem Dunkel der festgeschlossenen Augen schwebte ihr dann wieder mehr des Grausenhaften vor, als sie zu ertragen vermochte. Die Arme war dem Wahnsinn wieder nahe in ihrem entsetzlichen Zustande.

Hastig stand sie auf und trug, ohne sich selbst deutlich bewußt zu sein, was sie beabsichtigte und that, einige aben=

teuerlich geformte alte Leuchter und Lampen zusammen, die sie sämmtlich anzündete. Sie wollte das peinliche Dunkel aus dem Gemache bannen. Der seltsame Raum war wohl noch nie so grell beleuchtet gewesen. Ungeziefer, welches durch diesen unerwarteten Wechsel aus seiner Ruhe gescheucht wurde, raschelte unter dem rings aufgethürmten Gerüll hin, riesenhafte Spinnen flüchteten kreuz und quer an Decke und Wänden. Aber der Alten war's noch nicht hell genug; sie öffnete die Thür der kleinen Küche, die wo möglich noch rußiger und abscheulicher aussah, als das Gemach, und bald loderte auf dem Herde ein lustiges Feuer empor, wofern an diesem Orte überhaupt irgend etwas lustig zu nennen war. Die Geschäftigkeit, mit welcher die Alte in den engen Räumen hin- und her eilte, um immer neuen Brennstoff zum Feuer zu tragen, die Talglichter zu putzen und Oel auf die ohnehin überfüllten Lampen zu schütten, schien auf ihre innere Angst etwas beschwichtigend einzuwirken. So wie sich die Gluth ein wenig zu senken begann, sorgte sie eifrig für neuen Brennstoff und alles, was nur durch Feuer zerstörbar war, ward nach dem Herde geschleppt.

Endlich schien ihr die Gluth genügend, um die geheimen Werkzeuge und Hilfsmittel ihres frühern Treibens verzehren zu können. Ein altes Schränkchen wurde geöffnet, und hastiger noch als vorher trug sie verschiedene Büchsen, Schachteln und ähnliche Behältnisse nach dem Herde und warf sie ins Feuer. Buntfarbige grelle Flammen schlugen hoch empor und der Schornstein bedeckte sich mit einem glühenden Ueberzug.

Dies letztere Opfer mochte das schwerste Werk gewesen sein. Erschöpft sank Martha auf einen Schemel und schloß die Augen. —

Was ihr eine kurze Ruhe brachte, sollte indeß den Nachbarn bald eine große Unruhe verursachen. Die Flammen hatten die unordentlich umhergeworfenen Geräthschaften ergriffen und bald schlug die Lohe hell aus der morschen Hütte empor, und der Feuerruf setzte die ganze Stadt in Bewegung.

Als die Gluth gelöscht war und man den fast ganz zerstörten Raum betreten konnte, fand man unter den Trümmern die halbverbrannten Reste der alten Martha, die vermuthlich, ohne zu ahnen, was sie angerichtet, schon vom Qualm betäubt worden und gar nicht aus ihrem Schlummer erwacht war. Alle Umstände ließen ungefähr errathen, was hier vorgegangen, und da man noch bei Zeiten eingeschritten war, um weiteres Unglück zu verhüten, so konnte die Einwohnerschaft am nächsten Morgen sich um so behaglicher des erbaulichen Stadtgespräches freuen.

Niemand konnte sich wohl mehr für den Vorfall interessiren, als Frau Agnes, die sich von ihrem Mädchen von allen Umständen genau unterrichten ließ. Es gewährte ihr eine nicht geringe Herzenserleichterung, als sie vernahm, daß man die alte Martha bereits todt gefunden, daß diese Tags vorher mit niemand verkehrt zu haben schien und daß alle Geräthschaften, der ganze muthmaßliche Hexenapparat, von den Flammen verzehrt worden waren. Frau Agnes wußte, daß niemand besser schweigt, als die Todten, und da über-

dies auch etwaige leblose Zeugen ihres Verkehrs mit Martha verbrannt waren, so konnte sie sich nun sicher vor jeder Entdeckung fühlen. Diese Sicherheit war etwas werth, obwohl sich die Dame zugleich gestehen mußte, daß sie schwerlich wieder ein so taugliches, so geschicktes und rücksichtsloses Werkzeug für ihre fernern Pläne finden würde. Und es mußte doch auch ferner gehandelt werden, wenn nicht Alles bisherige völlig fruchtlos gewesen sein sollte.

Uebrigens gab sie sich um so mehr Mühe, die Freude über Martha's Tod zu verbergen, als sie gerade jetzt die Zarte und Empfindsame mehr denn jemals spielte. Sie beklagte sich über die heftige Erschütterung, welche ihr die Kunde von der Feuersbrunst und von dem schrecklichen Ende jener armen Frau verursacht hätte.

„Ihr hättet mir das Alles nicht so plötzlich hinterbringen sollen,“ sagte sie zu dem Mädchen, die ihr bei der Toilette zur Hand ging. „Du weißt, daß ich mich in Umständen befinde, welche die äußerste Schonung verlangen.“

Das Mädchen wußte allerdings so gut wie alle Hausgenossen und Nachbarn, daß Frau Agnes die Zeit, nach welcher sie Mutter werden wollte, nur noch nach Wochen berechnete, das Mädchen kannte oder ahnte wenigstens auch all die Mittel, welche ihre Gebieterin ziemlich schlau anwendete, um die Wahrheit jener Angabe diesmal auch den Schwergläubigsten glaublich zu machen; aber die Dienerin, die trotz alldem bei ihrem eignen Glauben beharrte, mußte sich Mühe geben, ihren Reiz zum Lachen zu unterdrücken. Sie stimmte der Dame völlig bei, betheuerte daß die Schuld

gewiß nicht an ihr gelegen, wenn man so wenig Rücksicht auf den zarten Zustand der Gebieterin genommen und fand das Benehmen der übrigen Hausgenossen unverantwortlich.

„Alles aufregende möcht' ich so gern von Ihnen fern halten, gnädige Frau," sagte sie, „und ich werde gewiß Sorge tragen, Sie stets auf Alles, was geschieht, vorzubereiten, eh' ich es melde. Ich hätt' Ihnen auch jetzt etwas mitzutheilen, aber ich weiß selbst nicht ob es wichtig oder gleichgiltig für Sie sein wird. Wenigstens möcht' ich erst wissen, ob Sie jetzt in ganz ruhiger und gefaßter Stimmung sind."

„Um Gotteswillen — was gibt es — sprich schnell" — fragte Agnes zugleich neugierig und ängstlich.

„Ach, gnädige Frau, ich bitte, beruhigen Sie sich — ich bin aber auch so ungeschickt! Gewiß ist es etwas ganz gleichgiltiges." —

„O so rede doch und spanne mich nicht auf die Folter — ich befehle dir: was ist geschehn?"

„Nichts, nichts, gnädige Frau! es ist nur ein Brief für Sie abgegeben worden."

„Ein Brief? nun?" —

„Der Inhalt eines Briefes kann doch aber auch bisweilen aufregend sein und deshalb wollt' ich Sie erst vorbereiten, zumal da dieser Brief auf geheimnißvolle Weise bestellt wurde."

Sie reichte Agnes das Briefchen, welches diese am vergangenen Tage Marthen übergeben, und die Gebieterin, die allerdings etwas Ungewöhnliches und Unerfreuliches

erwartet hatte, fühlte sich sehr beruhigt. Während sie, scheinbar nicht wenig überrascht, die wohlbekannten Schriftzüge betrachtete, fragte sie:

„Auf geheimnißvolle Weise, sagst du? Wer hat diesen Brief gebracht?"

„Ein völlig unbekannter Mensch, der sich sofort wieder entfernt hat. Ich hab' ihn nicht gesehn; Fräulein Charlotte hat mir den Brief übergeben."

„Und was sagte meine Schwester von dem Ueberbringer?"

„Das Fräulein hat ihn auch nicht gesehen. Der ungeschickte Mensch hat den Brief bei unsern Hausgenossen im Erdgeschoß abgegeben und hat ausdrücklich erinnert, das Schreiben wäre nur für Sie und der gnädige Herr dürfe durchaus nichts davon bemerken."

„Das ist abscheulich," sagte Frau Agnes, höchst entrüstet, während sie sich im Stillen doch sehr an dem Gedanken erquickte, daß man nun davon sprechen werde, wie sie die still Erwählte irgend eines im Verborgenen schmachtenden, von ihren Reizen Gefangenen sei. Selbst vor der, in solchen Dingen sonst ziemlich scharfsehenden Dienerin spielte sie ihre Rolle vortrefflich, bis diese von freien Stücken versprach, gewiß Sorge zu tragen, daß die Hausgenossen von der gerechten Entrüstung der Gebieterin Kenntniß erhielten und wie dieselbe Auftrag gegeben habe, in Zukunft jeden derartigen Brief sofort dem Herrn von Günthersdorf zu überantworten. Noch im Beisein des Mädchens hatte sie einen Blick in das Papier geworfen und darauf doppelten Unwillen geäußert.

Gut, daß der Freche, Unverschämte, der diese Ungebührlichkeit gewagt, nicht auf Erden lebte, — die Ohren würden ihm, nach dem Volksausdruck, geklungen haben. Der Herrin zu gefallen, erwähnte die Dienerin, eh' sie sich entfernte, noch einmal des Zustandes der gnädigen Frau, welcher doppelte Schonung erheischte.

Als Agnes allein war, entfaltete sie in aller Ruhe noch einmal das Briefchen, las es mit innigem Wohlgefallen und erging sich in den artigsten Phantasiespielen, indem sie sich vorstellte, das Blatt sei in voller Wahrheit an sie geschrieben und was herrliches Alles nun hinterdrein folgen würde. Dann legte sie es zu den übrigen Zeugnissen ihrer Liebe zu sich selbst. — —

In derselben Stunde, als dies geschah, stand Felix an der nämlichen Stelle in jenem Wäldchen, wo er gestern mit Marthen zusammengekommen war. Er hatte die Stadt seitdem nicht betreten, denn sein Weg hatte ihn nach der Zusammenkunft nach einer entgegengesetzten Richtung geführt. Jetzt war er, seinem Versprechen getreu, zurückgekehrt, um die Mutter hier wieder zu erwarten und ihr Mittel und Rath für einen neuen Lebenslauf oder vielmehr Lebensabend zu geben. Freilich wartete er, der keine Ahnung von dem inzwischen Vorgefallenen hatte, vergebens. Sie konnte sich möglicherweise in der Zeit geirrt haben, war auch vielleicht heute schon hier gewesen. Ein sehr unscheinbares Taschentuch, welches sie gestern hier verloren, fand er am Baume. Er hätte einen solchen Fund unter andern Verhältnissen wahrscheinlich nicht beachtet; aber dies Tuch steckte er zu

sich; ihm war, als müsse er Alles bewahren und achten, was der armen schwerheimgesuchten Frau gehörte. Mitleid, obwohl er es äußerlich nicht leicht zeigte, war überhaupt ein Gefühl, zu welchem er stets sehr geneigt war, und mit ihr empfand er das größte innigste Mitleid.

Er hatte sehr lange gewartet, als er sich endlich entschloß, nach der Stadt zu gehen.

Dort führte ihn sein Weg unweit der Brandstätte vorüber und er erblickte die Zerstörung, ohne daß ihm jemand Nachricht zu geben brauchte. Aus einzelnen Aeußerungen einiger Vorübergehenden erfuhr er auch Marthas Schicksal zur Gnüge; Alles war so einfach, daß es keiner Frage weiter bedurfte. Ohne sich aufzuhalten, schritt Felix nach seiner Wohnung.

Hier warf er sich auf's Lager und starrte eine Zeitlang vor sich hin. Wer ihn so gesehn hätte, würde ihn für bewußtlos oder fühllos gehalten haben. Und doch befand er sich in ungeheurer Aufregung; nur währte es lange, bevor diese sich durch ein äußeres Zeichen kund gab. Nur eine einzige krampfhafte Bewegung unterbrach endlich diese scheinbare Ruhe. Wolf, der Hund, dessen treues Auge während der ganzen Zeit ebenso still den Herrn beobachtet hatte, rückte jetzt näher und legte die Schnauze auf die Hand des Gebieters. Es war Felix, als sollten ihm die Augen aus den Höhlen treten vor Schmerz oder vor Sehnsucht nach Thränen. Die langen Jahre des Elends, in welches die Arme ihr gebrochenes Herz gestürzt hatte, zogen vor ihm vorüber, sein eigenes ewig zum Entsagen verdammtes Leben stand vor

ihm — er sah die Menschen, wie sie, reich an Liebe, an Hoffnung und an Lust glücklich zu sein und glücklich zu machen, doch in ihrer kleinlichen Welt sich nur kümmerlich hinschleppen und wie all jene Güter nur mit unendlicher Anstrengung verschwendet werden, damit der Zweck verfehlt werde und ein fruchtloses Untergehen folge.

Der Hund richtete sich am Lager empor und legte Kopf und beide Pfoten auf die Brust des Gebieters, dessen Arm das treue Thier umschlang.

„Gut, daß am Ende doch nichts zu lange währt, Wolf," sagte Felix. „Auch wir werden untergehen, verlaß dich drauf, und der Jammer muß ein Ende finden. Das Schicksal will nur seinen Spaß haben, sonst würd' es uns gleich beim Ende anfangen lassen, was eigentlich am gescheidtesten wäre. Wenn unser Ende kommt, Wolf, so wird man sprechen, sie sind auch todt — und weiter wird nicht von uns die Rede sein. 's ist auch nicht nöthig."

Die leisen Bewegungen, die der Kopf des Thieres machte, und seine Blicke schienen zu sagen, daß er dem Herren ganz Recht gäbe und daß er sich den Henker um die Welt da draußen schere. Aber Wolf empfand doch schon Freude darüber, daß er den Herrn nur wieder ein wenig gesprächig fand, was nicht so gar oft geschah.

„Aber wir wollen uns doch nicht von dem Jammer packen lassen, Wolf," sagte Felix plötzlich, indem er sich rasch erhob. „Der Teufel hat doch nur Erbärmlichkeiten zu holen! So lange sie ungeholt sind, können sie uns aber auch einen Spaß machen. Komm, Wolf!"

Während der letzten Worte hatte sich Felix den Rock ein wenig abgestäubt, den Hut und Stock ergriffen, und verließ nun mit dem Hunde wieder Zimmer und Haus. Er begab sich geradenwegs nach dem Hause des Herrn von Günthersdorf.

„Bleib hier, Wolf," sagte er, als sie das Haus erreicht hatten. „Da drinnen werden sie an mir vollauf genug haben und wahrscheinlich nicht einmal meine Erscheinung zu schätzen wissen."

Wolf verstand jedes Wort und pflanzte sich, während der Herr ins Haus trat, an der Thüre fest, wo ihn die Sonne warm beschien.

Agnes und Felix waren keineswegs persönlich mit einander bekannt, obwohl die Verhältnisse es gefügt hatten, daß der letztere die Dame recht wohl kannte; und auch Agnes, die an jeder neuen Erscheinung in der Stadt Interesse nahm, hatte sich vom Thun und Treiben des Sonderlings, soviel es überhaupt möglich war, schon seit dessen erstem Auftreten unterrichten lassen. Sie wußte daher, als der Doctor Felix bei ihr angemeldet wurde, welcher Art der Mann sei, der sie zu sprechen verlangte. Was konnte er wollen? So weit sie das Aeußere dieses Mannes aus der Ferne kannte, konnte in den Augen der Hausgenossen zwischen ihm und dem Absender jenes Briefes keinerlei Verwandtschaft bestehen und sie brauchte daher auch kein Bedenken zu tragen, ihn vorzulassen. Allein nach der heutigen Erfahrung sollte auch der leiseste böse Schein vermieden werden und sie gebot daher diesmal Charlotten nicht, das Zimmer

zu verlassen. Wer das ernste mürrische Gesicht Felix', der keineswegs mehr jugendlich aussah, kannte, würde sich freilich nicht gewundert haben, daß Agnes diesen Gast unter mehr als vier Augen sprechen wollte.

Als Felix eingetreten war, erklärte er jedoch aufs Bestimmteste, daß er die Dame durchaus ohne alle Zeugen, möchten diese auch die liebenswürdigsten von der Welt sein, sprechen müsse, und man mußte sich diesem Verlangen schon fügen. Felix benutzte den dargebotenen Stuhl nur, um Hut und Stock aus der Hand zu legen. Er erklärte, wenig Zeit zu haben und bat daher um Entschuldigung, wenn er ohne Einleitung von der Sache sprechen müsse, die ihn hieherführte.

„Ich zweifle nicht," sagte er zu der sehr erwartungsvollen Agnes, „daß Sie sich gegenwärtig in einiger Verlegenheit befinden. Der Brand in vergangener Nacht hat Ihnen einen garstigen Strich durch die Rechnung gemacht. Sie werden nicht wissen, wer nunmehr dafür sorgen wird, daß die Familie Schwarzenbach ihrer Nachkommenschaft beraubt wird."

„Ich verstehe nicht was Sie wollen" — sagte die zum Tode erschrockene Agnes.

„Liebenswürdigste gnädige Frau," fuhr Felix fort, „was ich will, können Sie freilich noch nicht errathen, aber jedenfalls müssen Sie nach dem was ich soeben sagte, schon wissen, daß ich Ihr ganzes Geheimniß kenne. Ihr Staunen find' ich natürlich; aber Sie dürfen mir glauben, ohne meinen Beistand hätte die alte Martha gar nichts vermocht."

„Die alte Martha! — Wagen Sie mich in Verbindung mit jenem verworfenen Weibe zu bringen" —

„Halt!" fiel Felix ein, „lästern Sie jene arme Frau nicht, das könnte mich böse machen, und Sie sollen gleich hören, daß es Ihnen sehr nützlich sein wird, wenn Sie mich in Gutem erhalten. Ich hab' auch schon zu Ihrem Besten gewirkt, ohne daß Sie eine Ahnung davon hatten. Es würde für Sie zu gefährlich gewesen sein, wenn Sie den neuen Anschlag gegen Frau von Schwarzenbach hier in der Nähe hätten ausführen lassen. In der Ferne geht das leichter und sichrer und ich habe deshalb die Abreise ihrer Feinde veranlaßt. Fragen Sie nicht, wie; das sind Nebensachen. Sie dürfen sich auf meinen Beistand verlassen, für welchen ich nicht einmal Lohn verlange, denn ich habe meine eignen Gründe, die Schwarzenbachs zu verderben. Wir können also Hand in Hand gehen. Da ich, wie Sie sehen, von Allem unterrichtet bin, so brauchen Sie mir Ihre Wünsche nicht weiter auszusprechen. Das Werk wird durch mich vollbracht werden und mein Rath soll Ihnen auf Verlangen immer zu Diensten stehn."

Agnes befand sich in peinlicher Lage. Sie sah, daß der Fremde von Allem auf's Genaueste unterrichtet war und gleichwohl glaubte sie noch Bedenken tragen zu müssen, ihm zu trauen.

Sie gab eine allgemeine vieldeutige Antwort und deutete auch darauf hin, daß gegenwärtig die Familienverhältnisse Schwarzenbachs nicht mehr ihrem eignen häuslichen Glück im Wege ständen, da das Geschick es so glücklich füge —

Felix unterbrach sie.

„Sie spielen Ihre Komödie sehr geschickt," sagte er, „und wenn Sie dabei beharren zweifle ich nicht, daß Sie Ihre Umgebungen täuschen werden. Mich täuschen Sie jedoch nicht; mein Blick ist in solchen Dingen zu scharf. Sie werden überhaupt niemals Mutter werden, verlassen Sie sich auf mein Wort! Indeß geb' ich Ihnen selbst den Rath, die Komödie weiter zu spielen und ich will das meine dazu beitragen, um allenthalben, wo es nöthig ist, die Täuschung zu erhalten. Erlauben Sie mir, daß ich mich jetzt, da mein Geschäft für den Augenblick beendet ist, entferne. Ich scheide mit dem wohlthuenden Bewußtsein, eine liebenswürdige Frau jeder Sorge überhoben zu haben und mit der Versicherung, daß ich Alles so veranstalten werde, wie Sie es nur wünschen können. Jede Mühe nehm' ich auf mich und Sie dürfen ruhig und zufrieden der Zukunft entgegen sehn."

Agnes schwieg, denn obwohl sie sich völlig verrathen sah, fürchtete sie noch immer, sich durch irgend eine Aeußerung blosstellen zu können.

Felix hatte Hut und Stock wieder ergriffen.

„Sie werden mich wiedersehen oder Nachricht auf geeignetem Wege von mir erhalten, sobald es nöthig ist," sagte er und darauf empfahl er sich und ging.

Agnes blickte dem Manne nach, während er mit seinem Hunde die Straße entlang schritt, bis er verschwunden war. Sie erwog Alles auf das Genaueste, was sie von ihm gehört und erfahren hatte und das endliche Resultat ihres

Sinnens und Ueberlegens war die Ueberzeugung, daß sie Felix vertrauen dürfte und daß sie nichts zu fürchten hätte. Er mochte die Wahrheit sagen, wenn er erklärte, daß sein eigenes Interesse das Verderben Schwarzenbachs verlange. Das Warum und Wie kümmerte sie wenig; genug, daß es sich so glücklich fügte und daß jemand, ohne sie weiter verantwortlich zu machen, ein mißliches Geschäft zugleich mit für sie übernahm.

Es wird sich bald zeigen, daß Felix in der That keine leeren Versprechungen machte, sondern mit allem Eifer darauf hinarbeitete, alle Wünsche der an Wünschen so reichen Frau zu befriedigen. Es mag wohl Pflicht sein, den Leser, der bei diesen Angelegenheiten Jean Paul eine Zeitlang noch sehr im Hintergrunde wird stehen sehn, gleich jetzt darauf aufmerksam zu machen, daß der letztere trotz dieser scheinbaren Vernachlässigung keineswegs aus dem Auge gelassen wird. Zeitig genug wird er in den Vordergrund treten. Es soll hier mehr Wahrheit als Dichtung gegeben werden und daher fügt man sich dem eigentlichen Gange der Erzählung, ohne unnöthigerweise hinzu zu erfinden. So mußten wir uns auch hinsichtlich Jean Pauls Neigung zu Charlotten zeither mit Andeutungen im Allgemeinen und ein Paar kleinen Zügen begnügen, weil es an Thatsachen mangelte und erst der Verlauf der Geschichte diese verspricht.

Jean Paul, der sonst so klar sah und sich frühzeitig eine bedeutende Menschenkenntniß erwarb, war in dem einen Falle doch sehr verblendet. Es währte lange, eh' er zu begreifen anfing, daß sich Charlotte bei ihren Ver-

wandten in einer nicht sehr vortheilhaften Gesellschaft befand; und gleichwohl war es für seine Ruhe zum Heil, daß er so lange verblendet blieb, denn er würde die mißliche Lage der Freundin nur doppelt schmerzlich haben empfinden müssen, da er doch nicht im Stande gewesen wäre, dieselbe zu ändern.

Sechstes Kapitel.

Der Leser wird von selbst bemerken, wenn dann und wann eine längere oder kürzere Reihe von Tagen zwischen den verschiedenen Kapiteln liegt. Wenn auch Personen, die gewürdigt werden in einem Romane mitzuhandeln, so glücklich sein müssen, recht viel Ungewöhnliches wo nicht Wunderbares zu erleben, so gibt es doch auch für derartige Personen oft Tage und Wochen, die der Erzähler unfruchtbare nennen muß und derselbe thut dann wohl am besten, solcher dürren Zeiten gar nicht zu erwähnen. Auch im Leben Felix, der, in diesem ersten Buche wenigstens, weit mehr im Vordergrund steht als der eigentliche Held des Romanes, gab es gar viele Tage, wo wir ihn nicht begleiten. Indeß war er zu solchen Zeiten keineswegs unthätig oder arm an Erlebnissen; da aber oft ein einziges späteres Ereigniß eine ganze Reihe vorhergegangener gleichsam von selbst erzählt und voraussetzt, so sparen wir uns in solchen Fällen überflüssige Mühe. Einige Zusammenkünfte des Sonderlings mit Agnes

z. B., welche bald nacheinander folgten und in denen sich beide über mancherlei Wichtiges verständigten, können hier füglich unerörtert bleiben. — Außer unfruchtbaren Zeiten gibt es aber auch noch völlig unfruchtbare Individuen in Romanen, die höchstens eine solche Rolle in der Erzählung spielen können, wie ein Portrait, welches an der in einem Kupferstich dargestellten Wand hängt. Eine solche Person ist der Herr von Güntherschdorf, der im Ganzen sehr wenig thut und meist das Handeln seiner Gemahlin überläßt. Von seinem eignen Gelde verthat er wenig und viel zugleich; wenig, weil er überhaupt nicht viel hatte, und viel, weil er eben alles verthat. Sein Hauptgeschäft bestand darin, möglichst viel fremdes Geld unter die Leute zu bringen und wirklich hatte die Aussicht auf die große Erbschaft zeither viele gläubige Herzen vermocht, ihm bedeutende Summen vorzustrecken. Diese Gläubigen versagten sich selbst meistens die kleinsten Genüsse und sahen zu, wie von ihrem Gelde Herr von Güntherschdorf sich alle nur möglichen Genüsse verschaffte. Ein lustiger Anblick! — Als sich jedoch die Chancen für die Schwarzenbachs immer günstiger zu gestalten schienen, während die oft bekannt gemachten Hoffnungen der armen Agnes sich nie erfüllen wollten, begannen allmälig selbst die Gläubigen ungläubig zu werden und waren unartig genug, den Herrn von Güntherschdorf in Verlegenheiten gerathen zu lassen.

Er befand sich gerade in einer solchen Verlegenheit, als Felix seine Bekanntschaft machte. Dem Freunde seiner Frau öffnete Herr von Güntherschdorf sein Herz und weihte ihn ein

in seine Bedrängniß. Sei es, daß Felix wirklich einen kleinen Schatz bei Agnes vermuthete oder daß er eben nur aufgelegt war, einen muthwilligen Streich anzurichten, genug er behauptete, die Gemahlin des bedrängten Herrn besitze, wie er aus guten Gründen überzeugt sei, eine namhafte Summe in baarem Gelde, die sie in ihrem Schreibtisch verwahre und er könne nicht zweifeln, daß es Herrn von Günthersdorf nur ein Wort bei seiner liebreichen Gemahlin kosten werde, um sich sofort aus der momentanen Verlegenheit befreit zu sehen.

Günthersdorf war entzückt über diese Kunde. Grübeln war seine Sache nicht und er forschte daher auch nicht weiter, woher Felix das treffliche Geheimniß wissen könne oder wie Agnes überhaupt dazu käme, einen unbenutzten Schatz verborgen zu halten. Genug, wenn derselbe nur vorhanden war. Nur darin, daß es ihn blos ein Wort kosten würde, sofort die Herausgabe zu veranlassen, theilte er Felix Glauben keineswegs. Im Gegentheil, er war überzeugt, daß die Wörterbücher aller Sprachen nicht Laute genug anzugeben vermöchten, um Agnes so weit zu bewegen; er war überzeugt, daß ein Wort so gut wie tausend verschwendet sein würde und daß er die Sache ganz anders angreifen müsse. Er wollte sich auch einmal den Beweis liefern, daß er selbstständig zu handeln wisse.

Leider pflegte Frau Agnes bei ihren dermaligen zarten Umständen, die sie von Tag zu Tag zarter erscheinen zu lassen bemüht war, nur wenig auszugehen und der Gemahl mußte daher voll glühender Ungeduld lange genug auf den

günstigen Augenblick warten. Endlich erschien dieser, als sich Agnes entschlossen hatte einen Besuch zu machen.

Günthersdorf hatte inzwischen wenigstens Zeit gehabt, sich mit den nöthigen Werkzeugen zu versehen und dies war unumgänglich nöthig, denn Agnes verwahrte ihren Schreibtisch stets auf's sorgfältigste.

In der That kostete es der ungeübten Hand des Gemahls viel Mühe das Schloß zu öffnen, allein es gelang doch und er begann nun ein Fach nach dem andern, erst hastig, dann mit mehr Aufmerksamkeit zu sondiren. Vielerlei Kleinigkeiten fand er, die er gleichgiltig liegen ließ. Ein Packet Rechnungen der verschiedensten Art von altem und neuem Datum war das erste, was seine Theilnahme einigermaßen in Anspruch nahm. Er mußte dabei staunen, welche Fähigkeit zum Schuldenmachen seine liebe Frau besaß, denn die Rechnungen, großentheils über Gegenstände des Luxus, waren sammt und sonders unquittirt. Indeß konnt' ihn diese Entdeckung nicht böse machen. Er erkannte darin nur eine Uebereinstimmung der Seelen, eine gewisse Harmonie in den beiderseitigen Bestrebungen; und überdies legten diese Rechnungen Zeugniß von Agnesens strenger Ordnungsliebe ab: sie waren sorgfältig chronologisch geordnet und die ganze Sammlung säuberlich mit einer grünseidenen Schnur umwunden. Günthersdorf hielt sich nicht dabei auf, dieses Grün der Hoffnung zu deuten, sondern legte das Packet, nachdem er's flüchtig durchblättert und wieder zugebunden, bei Seite. Die Gute, dachte er, hat sich versagt, irgend etwas zu bezahlen, um durch das Ersparte mir nunmehr ein

rettender Engel zu werden. Was das sorgsame Aufbewahren der Rechnungen anlangte, so unterschied sich darin der Gemahl allerdings von Agnes; er pflegte jedes solche Papier, oft ohn' einen Blick darauf zu werfen, gleich nach Empfang den Flammen zu weihen.

Allmälig ward er ungeduldig und unruhig, als er ein Fach nach dem andern durchsucht und die ersehnten Schätze noch nicht gefunden hatte. Endlich fiel ihm das Wichtigste doch noch in die Hände, nämlich die Liebesbriefe. Es waren ihrer nur erst wenige, denn Agnes hatte diese Art der einsamen Unterhaltung erst seit kurzem für sich erfunden. Güntheråsdorf öffnete diese Briefchen, wunderte sich, las, staunte, und nachdem er vorläufig genugsam gestaunt, legte er auch sie wieder an ihre Stelle und setzte sein Forschungswerk fort. Leider blieb dasselbe völlig fruchtlos.

Jetzt, nachdem er vollkommen überzeugt war, daß er alle verborgenen Fächer durchsucht und daß es kein verborgeneres mehr geben konnte, begann ihn die Fassung zu verlassen. Er war entschlossen gewesen, Alles im Schreibtisch in bester Ordnung liegen zu lassen und nach gelungenem Werk das Ganze wieder sorgfältig zu verschließen. Nun aber, wo es mit der Hoffnung vorbei war, achtete er auch der Furcht nicht mehr. Es ist merkwürdig, wie schnell die Umstände auch die Ansichten ändern können. So lange Günthersdorf das vermuthete Geld zu finden hoffte, achtete er weder auf die Rechnungen noch auf die Briefe oder er verzieh wenigstens beide leicht. Jetzt aber traten ihm erst die Sünden der guten Frau recht klar vor die Seele. Es

war unverzeihlich und himmelschreiend, daß sie ohne sein Wissen so leichtsinnig bedeutende Schulden häufte, wie jene Rechnungen leider bewiesen. Und mit welchen Gedanken und Gefühlen mußte ihn erst die Entdeckung ihrer Untreue, von welcher jene wohlbewahrten Briefe sprachen, erfüllen! Von Sekunde zu Sekunde stieg sein Zorn; er legte, entschlossen, nicht im mindesten zu schonen, die verrätherischen Papiere vor sich hin und blieb vor dem offnen Schreibtisch sitzen. So wollte er seine Gemahlin erwarten, die bald heimkehren mußte.

Frau Agnes hatte während der letzten Zeit manche Ueberraschung, angenehme wie unangenehme, erlebt, und trotz ihrer zarten Umstände alle glücklich überstanden; diejenige, die ihr jetzt bereitet wurde, war nun freilich sehr bedenklicher Art und sie war weniger darauf vorbereitet als auf jede andre.

Sie kam nach Hause und der Zufall fügte es, daß sie, ohne irgend einem warnenden Engel zu begegnen, ihr Zimmer erreichte. Der Anblick des Gemahls vor dem offnen Schreibtisch mußte ihr sogleich Alles sagen und beide hätten sich im Grunde Fragen und Erklärungen ersparen können.

Agnes überschaute sogleich mit Feldherrnblick das ganze Terrain und prüfte die mögliche Stärke des Feindes. Sie postirte sich gleich ehe das Treffen begann so in die Nähe eines Stuhls, daß sie, wenn es nöthig werden sollte, ohne Gefahr in Ohnmacht sinken konnte, und indem sie all ihre Verstellungsgabe aufbot und die zwar mit gutem Grund

unangenehm Ueberraschte aber doch immer noch Sanftmüthige spielte, fragte sie:

„Was bedeutet das, mein Lieber?"

Günthersdorf glaubte so ungemein im Recht und im Vortheil ihr gegenüber zu sein, daß er in zorniger Hast gar nicht wußte, welches von den im Ueberfluß vorhandenen niederschmetternden Geschossen er zuerst gegen die Feindin schleudern sollte. Die Worte fehlten ihm; er hätte sie am liebsten gleich auf einmal die ungeheure Wucht ihres ganzen vielfachen Unrechts empfinden lassen mögen, und während er nach Ausdrücken rang, gewann die Dame schon etwas Zeit zur Fassung.

„Was sagst du dazu?" brachte er endlich mit Mühe hervor, indem er ihr Liebesbriefe und Rechnungen zugleich entgegenhielt.

„Welche abscheuliche Indiscretion," antwortete sie. „Meinen Schreibtisch zu erbrechen. — Daß ist unerhört und unverzeihlich!"

Wenig fehlte, so hätte diese Antwort den Gemahl aus aller Fassung gebracht. Sie machte ihm Vorwürfe während er sie niederzuschmettern geglaubt hatte. Er glaubte jedoch noch immer fest an seine Uebermacht und der Inhalt der Briefchen konnte ihn allerdings zu diesem Glauben berechtigen. Nicht alle sprachen so durchaus zu Gunsten der Frau Agnes, wie jenes, welches oben mitgetheilt worden ist. Eines, welches mit andrer Chiffer unterzeichnet war, konnte sogar vermuthen lassen, daß sie dem Schreiber bedeutende Hoffnung auf unschätzbare Gunsterzeigungen gemacht haben

müsse. Bewiesen konnte ihr indeß durch keines jener Blätter eine Untreue werden und auf diesen Umstand baute Agnes.

Daß eine Frau, die einmal solche Blätter geschrieben hatte, sich der Beschämung unterwerfen und dem Gemahl gestehen werde, Alles sei nur ein Scherz gewesen, das ist wohl überhaupt nicht zu erwarten. In diesem Falle hätte sie ihn im Augenblick von ihrer Unschuld überzeugen können; allein auch Agnes verschmähte diesen Ausweg. Sie hatte sich jetzt bereits vom ersten Schreck erholt und begann bereits zu erwägen, daß sich sogar Vortheil in ihrem Sinne aus der ganzen Affaire ziehen lasse. Sie hoffte, den Respect ihres Gemahls vor ihr zu steigern, wenn demselben klar würde, wie mancher Andre ihr seine Huldigung widmete. Es war ihr sehr angenehm, die Eifersucht Günthersdorf's rege machen zu können, und mit solchen Gedanken entfernte sie sich sogar schon von dem Stuhle, denn sie hoffte auch ohne Ohnmacht siegreich den Kampf bestehen zu können.

Sie machte ihm deutlich, daß sie es doch unmöglich verhindern könne, wenn irgend jemand keck genug sei, Briefe an sie zu richten. Daß sie ferner die Briefe ganz natürlich habe annehmen müssen, da sie aus dem versiegelten Papier doch nicht errathen konnte, von wem und in welcher vielleicht wichtigen und ernsten Angelegenheit ihr eine briefliche Mittheilung gemacht wurde. Daß sie diese Briefe sodann dem Gemahl nicht mitgetheilt habe, sei nur aus dem leicht begreiflichen Grunde geschehn, um ihm nicht unnützer Weise unruhige Stunden zu bereiten. Daß sie die Briefe nicht

vernichtet sondern aufbewahrt, sei reiner Zufall und spreche übrigens recht ausdrücklich für ihre Unschuld, weil sie in ihrer Unbefangenheit die Entdeckung der Papiere gar nicht zu scheuen brauchte.

Wenn Günthersdorf durch alles dies noch nicht überzeugt war, so war er dadurch wenigstens schon völlig zum Schweigen gebracht und vermochte nichts zu entgegnen, sondern mußte für den Augenblick der Unschuld, welche sich rechtfertigte, das Feld, d. h. das Wort überlassen.

Agnes glaubte für jetzt von den Briefen genug gesprochen zu haben und wendete sich nun von selbst zu den Rechnungen. Wenn eine Frau, die so streng auf Sitte hält, daß sie nicht einmal Briefe von fremden Anbetern einer Antwort würdigt, geschweige denn Geschenke von solchen annehmen wird (wie es doch viele Frauen thun sollen, die dabei immer noch für unbescholten gelten), wenn eine solche tugendhafte Frau von ihrem Gemahl so schlecht bedacht wird, daß sie sich nicht ihres Standes gemäß einzurichten vermag, darf man es ihr dann verargen, wenn sie einstweilen unerläßliche Gegenstände leiht, um dieselben gelegentlich von kleinen Ersparnissen zu bezahlen? Muß sie dies nicht sogar thun, um dem Gemahl selbst vor der Welt, die doch einmal berücksichtigt sein will, keine Schande zu machen?

So ungefähr sprach sich Frau Agnes hinsichtlich der Rechnungen aus und Herr von Günthersdorf bekannte durch sein fortgesetztes Schweigen, daß er auch darauf nichts zu erwiedern wußte. Als er von den kleinen Ersparnissen hörte, warf er sogar noch einen vielsagenden Blick auf den

Schreibtisch, als müsse ihm doch wohl noch ein verborgenes Fach entgangen sein.

Die Rechtfertigung war zu Ende und unter den Umständen recht wohl gelungen. Agnes aber würde ihr Geschäft auch noch nicht für halb vollendet gehalten haben, wenn sie die Sache nicht viel weiter getrieben und den Ankläger zum Angeklagten gemacht hätte.

Unter Thränen begann sie sich bitter über das erlittene schwere Unrecht zu beklagen und verlangte zu wissen, was den Gemahl veranlaßt habe, auf so gröbliche Weise in ihre unschuldigen Geheimnisse, die sie im Grunde gar nicht habe, einzudringen.

Der Gemahl sah sich außer Stande, darauf eine genügende Antwort zu geben und stammelte nur einige halblaute Worte von heillosem Irrthum und dergleichen.

Die Thränen flossen reichlicher und die Klagen strömten voller, und die verkannte, schwer beleidigte, unglückseligste ihres Geschlechts, wie sie sich nannte, wünschte weiter nichts mehr, als drei Ellen tief unter dem grünen Rasen des Friedhofs zu ruhen — d. h. was ihre eigne hartgekränkte Person betraf; aber sie mußte ja leben, eines zweiten Wesens willen, welches bald in die Welt eintreten sollte und welches ganz allein auf ihre Liebe und Pflege angewiesen sein würde. Was konnte das arme unschuldige Wesen von einem Vater zu erwarten haben, der sich gerade zu dieser Zeit so schonungslos gegen die Mutter verging!

Agnes hatte sich niedergesetzt, verhüllte ihr Gesicht und ließ jetzt eine Pause eintreten, welche nur durch ihr Schluch-

zen unterbrochen wurde. Ihre letzte Anspielung hatte den Gemahl ein Wenig zur Besinnung gebracht. Auch er hatte früher unter die Ungläubigen gehört, war aber, dank dem beharrlichen und geschickten Spiel Agnesens, jetzt selber schon halb von jenem Unglauben bekehrt; aber auch im entgegengesetzten Falle würde es sein Vortheil verlangt haben, die Gemahlin nach Kräften in ihrer Komödie zu unterstützen. War er vorhin überredet worden, so fühlte er sich nun sogar überzeugt, daß er sich gegen Agnes vergangen habe und daß Alles Unrecht auf seiner Seite sei. Die Sachen waren zu dem Punkte gediehen, wohin sie Agnes haben wollte, nämlich wo der anfängliche Ankläger die mildesten und sanftesten Worte und Schmeicheleien aufbieten mußte, um Verzeihung zu erlangen.

Jetzt konnte die beredte Frau schweigen und unter Thränen nur dann und wann ein sanftzürnendes Wort vernehmen lassen. Außer den vielen allgemeinen und nachhaltigen Vortheilen, deren sie sich nun versichert, wollte sie sogleich noch einen besondern gewinnen. Schon vor einigen Tagen hatte sie ihrem Gemahl erklärt, daß sie ihre Niederkunft auf dem Lande abzuwarten wünsche. In einem wenige Stunden entfernten Dorfe lebte ihre bejahrte Amme, die ein kleines Landgut besaß und dorthin sehnte sich Agnes. Günthersdorf hatte ihr, vielleicht aus bloßem Eigensinn, diese Bitte abgeschlagen, an deren Erfüllung ihr außerordentlich viel gelegen war. Warum, wird später klar werden.

Sie war ihrer Sache nun gewiß und zögerte nur, um den Gatten noch ein Wenig zu peinigen, mit Erwähnung

der Angelegenheit. Es war ja natürlich auch volle Verzeihung zugleich mit ausgesprochen, wenn sie ihm Gelegenheit gab, ihr eine Gefälligkeit zu erzeigen.

Selbst für den gar nicht zu erwartenden Fall, daß er auch diesmal Nein sagen könnte, erschien, wie gerufen, Succurs für sie. Felix nämlich ließ sich anmelden, und ehe noch Herr von Günthersdorf die dienende Person anweisen konnte den Gast nach seinem Zimmer zu führen, hatte Agnes bereits befohlen, ihn in dem ihrigen eintreten zu lassen.

Felix konnte leicht errathen, daß es hier eine kleine oder auch große Scene gegeben habe. Im Auge der liebenswürdigen Frau Agnes perlte noch eine Thräne, wie der Tropfen auf der Blüthe nach einem Gewittersturm. Aber der Gast sah nicht minder deutlich, daß die Friedenssonne bereits wieder durch das zertheilte Gewölk schien.

In Gegenwart des Gastes erneuerte Agnes ihre Bitte und Felix hatte nicht einmal nöthig, den Gemahl durch seine Beipflichtung als Arzt von der Zuträglichkeit der kleinen Reise zu überzeugen. Günthersdorf sagte mit Freuden ja und Agnes erklärte, daß sie schon am folgenden Tage auf's Land gehen würde, da es dazu nur geringer Vorbereitung bedurfte. Bei ihrer freundlichen Wirthin war sie aller Bequemlichkeit gewiß und wollte daher auch gar keine Begleitung mitnehmen. Die fatalen Briefchen verschloß sie vorläufig wieder, um den Gemahl durch den Anblick der ärgerlichen Blätter nicht weiter zu belästigen. Die Rechnungen aber überreichte sie ihm ausdrücklich, besonders da er, wie sie sagte, während ihrer Abwesenheit sich doch noch et-

was mehr als sonst um die häuslichen Ausgaben werde kümmern müssen.

Niemals, wenn nicht an diesem Tage, konnte Günthersdorf zu der tröstlichen Ueberzeugung kommen, daß eine Frau Alles im Hause zum Besten zu kehren wisse. Zur rechten Zeit besann sich jener auch noch auf den ursprünglichen Zweck, welcher ihn in dies Zimmer geführt, ein Zweck, dessen Erreichung er nun anderweit suchen mußte. Er entfernte sich, und Felix nützte dies, um der Dame vom Hause noch einige Mittheilungen zu machen, die ihr sehr tröstlich und erfreulich waren. Sie hatte dem wunderlichen Manne bereits ihr ganzes Vertrauen geschenkt.

Siebentes Kapitel.

Kurz nach der Entfernung der Frau von Günthersdorf aus Hof war es, als sich Jean Paul eines Abends anschickte, wie gewohnt seinen Weg von Schwarzenbach nach Hof anzutreten. Schon hatte er das Haus verlassen, als ihm ein Brief übergeben wurde. Die Handschrift war ihm völlig unbekannt und er steckte das Schreiben zu sich, um es unterwegs zu öffnen und zu lesen. Dies geschah, so wie er das Städtchen hinter sich hatte. Aber der Brief setzte ihn in Erstaunen; derselbe war von der Frau von Schwarzenbach unterzeichnet und aus dem nicht sehr entfernten Badeort Thalhof datirt. Folgendes war der Inhalt:

„Sie werden es dem Schmerz einer Mutter verzeihen, geehrtester Herr, wenn dieselbe nichts unversucht läßt, um zu retten, was ihr das Theuerste sein muß; — ich bin überzeugt, Sie werden die folgenden Mittheilungen und Bitten entschuldigen und vielleicht auch berücksichtigen. Auch die schwächste Hoffnung muß mir jetzt als Stütze dienen. Ich

bin nicht fähig, meine Worte zu erwägen; aber der Himmel gebe, daß Sie den Zusammenhang dessen, was ich niederschreibe, insoweit ahnen, um mir ein tröstendes Wort zukommen lassen zu können. Ich darf im Grunde nicht voraussetzen, daß Sie von meinen Familienverhältnissen eine Kenntniß haben, und gleichwohl mache ich diese Voraussetzung, auf welcher meine Hoffnung beruht. — Im Begriff, mit meinem Gemahl nach dem Süden Deutschlands zu reisen, wurde ich hier von einem Unwohlsein befallen, welches uns nöthigte, den Reiseplan aufzugeben, und an diesem Orte zu bleiben. Nur mit großem Widerstreben fügte ich mich der Nothwendigkeit und die Folge hat meine Besorgnisse nur zu sehr gerechtfertigt. Wenige Wochen nach unserer Ankunft hier, gab ich einem Sohne das Leben. Leider war ich zu schwach, um dem Kinde bald selbst die nöthige Pflege und Aufmerksamkeit schenken zu können; mehrere Tage lang hab' ich im Fieber gelegen, unfähig zu bemerken, was um mich her vorging. Als ich mich endlich soweit erholte, daß sich meine Gedanken wieder sammelten und ich im Stande war, nach dem Kinde zu fragen, erhielt ich anfangs ausweichende Antwort, bis man mir das Entsetzliche gestehen mußte. Trotz aller Sorgfalt und Wachsamkeit, die man gewiß angewendet hatte, war es unsern Feinden gelungen, das Kind zu rauben und bis heut' ist all unsre Mühe, den Räubern nachzuforschen, vergeblich gewesen. Gleichwohl bleibt mir kein Zweifel, wer dieselben sind, und ebenso wenig darf ich zweifeln, daß mein Kind nicht mehr am Leben. Es ist eine thörichte eitle Hoffnung, die mir noch das Gegentheil vor-

spiegeln will, und doch ist es allein diese Hoffnung, welche mich veranlaßt, Ihnen den traurigen Vorfall mitzutheilen. Niemand, auch mein Gemahl nicht, weiß von diesem Schritte. Ich bin in Verlegenheit, was ich weiter sagen soll; — wenn Sie jetzt nicht bereits selbst ahnen, weßhalb ich mich an Sie wende, so darf ich nicht wagen fortzufahren; nur in dem Falle, daß Sie mich jetzt ohne weitere Erklärung verstehen, kann ich hoffen, daß Sie mir irgend hilfreich zu sein vermögen. Ich weiß, daß Sie mit unsern Feinden bekannt sind, obwohl Sie von deren Haß gegen uns vielleicht nicht einmal Kenntniß haben; allein Sie werden vielleicht im Stande sein, das Geheimniß, welches mich so unglücklich macht, zu entdecken und mir, wo nicht Trost, doch wenigstens für meine jetzige entsetzliche Ungewißheit Gewißheit zu verschaffen. So furchtbar diese auch wäre, sie würde mir vielleicht eher Ruhe geben, als der jetzige Zustand. Ich wiederhole meine Bitte um Verzeihung und spreche die Hoffnung aus, daß Sie sich für eine Ihnen ganz fremde unglückliche Frau einige Mühe geben werden.“ —

Jean Paul erinnerte sich an die Mittheilungen, die ihm Felix vor kurzem gemacht und an manches ähnliche, was er seitdem erfahren, und er verstand das Schreiben und die Absicht der Frau von Schwarzenbach vollkommen, obwohl dieselbe im Grunde nicht deutlich zu sprechen gewagt hatte.

Bis diesen Augenblick hatte er dennoch nicht an das geglaubt, was man ihm von der Frau von Güntersdorf sagte. Jetzt kam er zu der Vermuthung, daß die Behauptungen doch einigen Grund haben müßten. Wie gern hätte

er der Frau, die sich mit so seltsamer Bitte an ihn wendete, ein tröstendes Wort geschrieben; allein konnte und durfte er dies, selbst in dem Falle, daß der Verdacht gegründet und daß er das abscheuliche Geheimniß völlig zu erforschen vermochte? Daß seine Freundin Charlotte keine Ahnung von alldem hatte, wußte er; vielleicht war auch der leichtsinnige Herr von Güntherssdorf nicht eingeweiht. Was sollte oder konnte er thun?

Den besten Aufschluß und Rath mußte wohl Felix zu geben im Stande sein und diesen beschloß Jean Paul daher sogleich aufzusuchen.

Er fand den Mann mit seinem Hunde daheim in Hof. Beide waren allem Anschein nach soeben von einer weiten Wanderung zurückgekehrt und keineswegs willens, lange der Ruhe zu pflegen. Auch erklärte Felix unumwunden, daß er sehr wenig Zeit übrig hätte. Jean Paul gab ihm den erhaltenen Brief und als jener ihn gelesen hatte, sagte er:

„Nun, Sie glauben doch endlich an das, was ich Ihnen längst gesagt habe?"

„Ich hoffte immer noch, Sie würden jenen Verdacht als grundlos widerrufen," erwiederte Jean Paul. „Dazu scheinen Sie leider nicht geneigt, und in diesem Falle möcht' ich mir Ihren Rath erbitten. Soll ich der armen Frau antworten und was?"

„Sie könnten sich allenfalls die Antwort auf dies verrückte Schreiben ersparen, oder wollen Sie das nicht, so schreiben Sie nur einen lustigen wo möglich noch verrücktern Brief. Ich kenne die Sachlage glücklicherweise genau und

kann Ihnen die Versicherung geben: diesmal verdienen die Schwarzenbachs Ihr Mitleid nicht, höchstens ihre Mitfreude; ja, sie thuen diesmal sogar ihren Feinden, d. h. im Grunde ihrer Feindin, Unrecht. Wenig Worte werden Ihnen Alles klar machen. Die mit Recht besorgten Leute hatten freilich guten Grund zu fürchten, daß ihnen auch diesmal ein ähnlicher Streich gespielt werden würde, wie sie ihn schon einmal erfahren mußten. Sie beschlossen, alles zu thun, um dem vorzubeugen, und deshalb verreisten sie zunächst. Unterwegs kam der Beschluß zu Stande, das zu erwartende Kind von irgend einer vertrauten Person unter fremdem Namen in der Verborgenheit erziehen zu lassen, versteht sich, nachdem alle Vorsorge getroffen, um es seiner Zeit, wenn der verhängnißvolle Termin abgelaufen, gehörig legitimiren zu können. Ueberdies wollten sie das Gerücht verbreiten, daß das Kind auf unbegreifliche Weise verschwunden, geraubt sei. Dadurch hofften sie es sicher zu stellen vor allen Nachstellungen und letztere überhaupt den Feinden selbst als ganz überflüssig erscheinen zu lassen. Dieser Plan scheint gelungen zu sein, wie dieser Brief beweist."

„Aber woher wissen Sie" —

„Lassen Sie sich das nicht kümmern," entgegnete Felix; „ein Müßiggänger erfährt mancherlei, wenn er zumal seine Vertrauten zu wählen weiß."

„Nur begreif' ich nicht," sagte Jean Paul, „warum sich die Dame gerade an mich wendet. Ich hätte nicht einmal geglaubt, daß ich ihr bekannt wäre. Jener verrückte Brief, wie Sie ihn nennen, kommt mir doch sehr ernsthaft vor."

„Was ist denn ernsthaft auf der närrischen Welt! Uebrigens steht es bei Ihnen, ob Sie mir glauben wollen oder nicht. Aus sichrer Quelle hab' ich meine Nachricht geschöpft, so viel versichr' ich auf mein Wort. Thun Sie, was Ihnen gut dünkt. Sollt' ich mich, was ich durchaus nicht glaube, dennoch irren, so wird es die Dame wohl nicht an einem zweiten Schreiben fehlen lassen."

„Ich fürchte doch, es sei möglich, daß Sie sich irren. Wie, wenn die Eltern von dem Tode des Kindes bereits unterrichtet wären und sie gäben nur vor, es sei geraubt, also vielleicht noch am Leben, um durch diese Ungewißheit den Feinden jeden Vortheil hinsichtlich des Vermögens zu rauben?"

„Das würde doch nur bis zum Ablauf des bewußten Termines fruchten. Alsdann würden sie beweisen müssen, daß das Kind wirklich noch am Leben. Bis dahin aber bleiben sie, den Bestimmungen des Testaments zufolge, jedenfalls im Besitz, mögen sie kinderlos sein oder nicht."

„Da man mich in die Angelegenheit mit hineinzieht, werd' ich mich, sei es auch nur mit meinen Gedanken, nicht mehr davon losmachen können," sagte Jean Paul, „und dies wird mir außerordentlich störend sein, zumal da ich mich nicht im Stande sehe, irgend jemand dabei zu nützen."

„Gewiß, das können Sie auch für jetzt nicht," sagte Felix. „Sie können nicht das mindeste thun, Sie müßten denn Unheil anrichten wollen. Uebrigens erlaub' ich mir, Sie an ein gegebenes Versprechen recht ernstlich zu erinnern: Sie dürfen nichts von diesen Angelegenheiten weder Ihren Tagebüchern noch Ihren Freunden vertrauen! Wollen Sie

Ihrem Versprechen gewissenhaft nachkommen, so müssen Sie sogar diesen Brief vernichten."

„Allein meine Verpflichtung geht nicht so weit, auch die Antwort zu unterlassen."

„Dies mögen Sie nach Belieben halten, nur bitt' ich, mit möglichster Vorsicht zu Werke zu gehen," sagte Felix, welcher sich, ebenso wie Wolf, bereits zum Abzuge gerüstet hatte. Jean Paul sah sich genöthigt Abschied zu nehmen und heute empfand er mehr denn je das Peinliche, ein Geheimniß mit sich herumtragen zu müssen, ohne dasselbe einem Freunde vertrauen zu dürfen. Es war ihm leid, jenes Versprechen gegeben zu haben, besonders da er nicht einsah, weshalb ihn Felix in all diese Dinge eingeweiht hatte.

Achtes Kapitel.

Felix wanderte, nachdem Jean Paul ihn verlassen hatte, zur Stadt hinaus und ging dann, von Zeit zu Zeit nach der Uhr sehend, langsam der Landstraße entlang.

„Gut, sie sind pünktlich gewesen," sagte er zu sich selbst, als er nach einiger Zeit ein ländliches aber gut bespanntes Fuhrwerk die Straße daher eilen sah.

Es war ein Wagen mit einer Leinwandplane überzogen, in dessen Hintergrunde zwischen einigen abenteuerlichen Packeten eine Bäuerin saß.

„Ist Alles in Ordnung?" fragte Felix.

„Alles," erwiederte die Bäuerin aus der Tiefe des Wagens, in welchen, zu Wolfs Verwunderung, jetzt auch Felix stieg. Der Hund warf einen fragenden Blick empor, Felix nickte beistimmend und mit einem Satze saß auch der Hund nun auf dem unbequemen Sitze neben seinem Herrn.

Im nächsten Augenblick rollte das Fuhrwerk eilig vor-

wärts, der Stadt, die bereits von Dämmerung umflossen war, vorüber.

„Kennt der Bursche den Weg genau?" fragte Felix, auf den Wagenlenker deutend. Dieser gab sogleich für sich selbst Antwort: „Im Finstern und blindlings, Herr Doktor!"

„Desto besser, denn im Finstern müssen wir ankommen."

Nun wurde wohl anderthalb Stunden lang kein Wort weiter gesprochen, während der Wagen, bald vom Schatten der Nacht umhüllt, seinen Weg rasch verfolgte.

Es war völlig dunkel, als man ein Dorf erreichte und in eines der ersten Gehöfte einlenkte. Dies war das Haus, in welchem sich gegenwärtig Agnes befand. Die Wirthin der letztern schien auf die Ankunft der Gäste bereits vorbereitet zu sein. Eine Magd, welche den Ankommenden dienstfertig beispringen wollte, wies sie zurück, und übernahm es selbst, sich mit den Sachen, welche man aus dem Wagen reichte, zu beladen. Ein Gemach war zurecht gemacht, in welches die Bäuerin geführt wurde und wo niemand, außer der Wirthin und Felix, Zutritt erhielt. Der letztere hatte mit den beiden Frauen viel wichtige Dinge zu verhandeln. Beide hörten sehr aufmerksam zu und gelobten, alle Aufträge auf das Gewissenhafteste zu erfüllen. Zu seiner Genugthuung vernahm er, daß Agnes ihr Zimmer nur äußerst selten verlassen und ihre Rolle unverdrossen und natürlich fortgespielt hatte.

Auf sein Geheiß mußte ihr die Wirthin seinen Besuch verkündigen, und Felix bestand darauf, daß, falls die Dame sich bereits zur Ruhe begeben haben sollte, sie sofort wieder geweckt werden müßte.

Agnes hatte sich, von Langerweile und ungewisser Erwartung gepeinigt, in der letzten Zeit sehr schlecht befunden. Ja sie fing bereits an, zu zweifeln, ob Felix gewisse Versprechungen, die ihr derselbe gemacht, auch halten werde. Möglich war es allerdings, daß er sie absichtlich ein wenig quälte und warten ließ. Oefters schon hatte er seinen Besuch versprochen und Hoffnungen erregt, um die Dame alsdann durch neuen Aufschub wieder auf die Folter zu spannen.

Die Mittel, sich angenehm zu unterhalten, waren ihr allerdings allzukärglich zugemessen. Sie hatte durchaus keine Gesellschaft und sah sich ausschließlich auf sich selbst angewiesen. Auch kein Gegenüber gab es hier, welches ihr Interesse hätte erregen können, nichts als ein Scheunendach und verschiedene Baumgipfel. In den ersten Tagen hatte sie noch weniger Langeweile empfunden. Sie zehrte da noch an der Freude über den Sieg, den sie über den Gemahl davongetragen, und über den Triumph, den sie bald über ihren Gegner zu feiern hoffte. Bald aber fühlte sie mit jedem Tage mehr das Lästige ihrer Einsamkeit, zumal da sie sich verurtheilt sah, eine Rolle zu spielen, die ihr auf die Länge ebenfalls peinlich werden mußte. In der Verzweiflung hatte sie endlich auch wieder ihre Zuflucht zum Briefschreiben genommen und einige vortreffliche Adressen an sich selbst zu Stande gebracht.

Heute war ihr Unmuth auf's Höchste gestiegen und sie war eben im Begriff, das sorgenschwere Haupt zur Ruhe zu legen, als ihre vormalige Amme und jetzige Wirthin erschien, um ihr den lang erwarteten und heute doch unverhofften

Besuch anzukündigen. Die Verhältnisse waren darnach, um auf die späte Stunde keine Rücksicht zu nehmen und sie erklärte sich sogleich bereit, den Gast zu empfangen.

Felix trat ein und sah seinen Gruß ziemlich mürrisch erwiedert.

„Ein Schelm thut mehr als er kann, liebenswürdige Frau," sagte er, während er sich auf einen Stuhl niederließ. „Das Geschäft war schwierig und man muß sich den Umständen fügen. Ich hoffe mir doch Ihren Dank zu verdienen."

„Sie haben mir mehr als einmal erklärt, daß Sie Alles nur im eignen Interesse thäten," antwortete sie.

„Doch im Ihrigen auch. Ich hatte neulich einen närrischen Gedanken. Es fiel mir ein, wie sich wohl Alles gestaltet haben möchte, wenn Eva allein vom Apfel gegessen hätte. Ich hab' alle Möglichkeiten erwogen und bin zu dem Resultate gekommen, daß es alsdann nicht blos anders, sondern auch besser um die Welt stehen würde. Stellen Sie sich jenen Zustand vor" —

„Seit wann finden Sie Geschmack an eitlem Geschwätz? Glauben Sie wirklich, meine Geduld sei noch nicht erschöpft?"

„Den Teufel auch!" sagte Felix, „kein Wunder, daß die Gedanken einmal abschweifen und irren, wenn man ihrer zu viel auf einmal im Kopfe hat. Sie müssen mir verzeihen, verehrte Frau; und sie werden mir gewiß auch gern verzeihen, denn ich bringe mehr als eine gute Nachricht. Der Sieg ist uns, und ganz besonders Ihnen, völlig gewiß. Ich bringe zwei Neuigkeiten, die beide unschätzbar sind. Die

erste ist: der junge Stammhalter des Hauses Schwarzenbach lebt nicht mehr. Es ist ihm nur wenige Tage vergönnt gewesen, das Licht dieser trugvollen Welt zu sehn. Wenigstens dafür sind Sie mir doch Dank schuldig, daß dies so geschehn ist, ohne Ihr Wissen und Zuthun; dieser Glücksfall ist für Sie rein gefunden. Den Schwarzenbachs ist das Kind geraubt worden und es scheint, sie nähren noch eine schwache Hoffnung, es möge wenigstens noch leben. Diese Hoffnung braucht uns nicht zu kümmern, da ich Gewißheit von dem Tode des armen Wurms habe. Das ist die eine Nachricht."

„Und die zweite?" fragte Agnes.

„Die zweite ist, wie Sie sehen werden, noch weit wichtiger und interessanter," fuhr Felix fort. „Ja, was Sie betrifft, gnädige Frau, so würde dieselbe genügend sein, um Sie zufrieden zu stellen, selbst wenn ich nicht im Stande gewesen wäre, auch jene erste Nachricht zu bringen. Ich hab' eine Bäuerin, die vor wenigen Tagen Mutter geworden ist, zu gewinnen gewußt, ihr Kind andern Eltern zu überlassen. Fürchten Sie nichts! es versteht sich von selbst, daß ich für alles Nöthige Sorge getragen habe und daß keine Entdeckung des unschuldigen Betrugs zu fürchten ist. Ihre Wirthin ist eingeweiht, wie Sie wissen, und ich habe mich der Verschwiegenheit der übrigen Betheiligten versichert. Die junge Mutter sieht überdies ein, daß sie unmöglich besser für ihr Kind sorgen könnte."

Agnes ward durch diese Nachricht von ganz eigenthümlichen Gefühlen erfüllt. Sie freute sich wohl, endlich das

Ziel, nach dem sie so lange gestrebt, jetzt auf verhältnißmäßig leichte und mühelose Weise erreicht zu sehen; gleichwohl durchzuckte sie eine schwer zu beschreibende peinliche Empfindung bei dem Gedanken, daß sie verurtheilt war, zu diesem Mittel ihre Zuflucht zu nehmen. Die Freude überwog indeß doch bei ihr bald jenes aus Neid, Scham und Trauer gemischte Gefühl, und sie forschte eifrig nach nähern Erklärungen über das Vernommene.

„Ich habe die Mutter mit dem noch ungetauften Kinde mit mir gebracht," sagte Felix; „und es ist nun nöthig, daß die Komödie noch in dieser Nacht zu Ende gespielt wird. Die Umstände dürften nicht leicht wieder so günstig zusammentreffen. Die Bäuerin ist bereit, einstweilen als Amme in Ihrem Dienste zu figuriren. Ich gratulire Ihnen, gnädige Frau! Ihre Leidensgeschichte ist nun zu Ende und Sie haben weiter nichts zu thun, als noch wenige Tage scheinbar leidend das Zimmer zu hüten."

Alles geschah genau so, wie Felix es beplant und angeordnet hatte, und mit dem Frühesten am nächsten Morgen wurde ein Bote nach der Stadt geschickt, um dem Herrn von Günthersdorf die freudige Kunde zu melden. Dieser, bis zur Stunde noch immer ungläubig, glaubte zu träumen, als er die unschätzbare Nachricht erhielt. Das war mehr als er zu hoffen gewagt hatte und er ward nun erst ernstlich böse über sich selbst, daß er je so schwach gewesen, der lieben Gemahlin jene Rechnungen zum Vorwurf zu machen, welche nun in seinen Augen ganz winzig erschienen. Jetzt vermochte er ja Alles, selbst seine Schulden, zu bezahlen.

Mit wahrer Hast unterzog er sich dem angenehmen Geschäft, sofort allen Freunden, Bekannten und — Gläubigern Meldung von dem erfreulichen Ereigniß zu machen. Für die Gläubiger klang die Kunde allerdings beinah so gut wie baares Geld. Alle Schleusen mußten nunmehr wieder für Herrn von Günthersdorf geöffnet sein, der in seiner Freude nicht einmal daran dachte, Mutter und Kind zu besuchen. Uebrigens hatte er auch Nachricht, daß beide sich so wohl befänden, um in wenig Tagen ohne Gefahr die Rückkehr nach der Stadt antreten zu können.

Auch an Jean Paul hatte Herr von Günthersdorf sogleich einige Zeilen geschrieben, welche die frohe Botschaft meldeten. Als diese bei dem jungen Mann in Schwarzenbach anlangte, war derselbe gerade damit beschäftigt, den Brief der Frau von Schwarzenbach zu beantworten. Er hatte sich so sehr an die Stelle dieser Dame versetzt, daß ihn Günthersdorfs Nachricht fast schmerzlich berührte. Uebrigens war der Brief, welchen er entwarf, ein ziemlich mühevolles Werk. Er wollte nach Kräften trösten und auf Alles eingehn und mußte sich zugleich doch sorgfältig hüten, zu verrathen, was er wußte oder was ihm anvertraut worden war. Er war sehr froh, als er das Schreiben endlich fertig hatte, und diesmal kam er dem Felix gegebenen Versprechen um so lieber nach, nämlich keine Abschrift von derartigen Briefen zu behalten, was er in allen andern Fällen nie zu thun versäumte.

Eh' er den Brief niederschrieb, blätterte er in seinen Tagebüchern und überlas, wohl zufällig, die folgende Stelle

vom 15. November des vorigen Jahres: „Wichtigster Abend meines Lebens; — denn ich empfand den Gedanken des Todes. Ich wünsche jedem Menschen einen funfzehnten November. Das Kind begreift keinen, jede Minute seines spielenden Lebens steht blendend und glänzend vor ihm und stellt sich vor sein kleines Grab. Aber an jenem Abend drängte ich mich vor mein künftiges Sterbebette durch dreißig Jahre hindurch, sah mich mit der hängenden Todtenhand, mit dem eingestürzten Krankengesicht, mit dem Marmorauge, ich hörte meine kämpfenden Phantasien in der letzten Nacht, — du kommst ja, du letzte Traumnacht! (Jeder Leser erinnert sich, daß der 15, November 1825 Jean Pauls Todestag war.) Und da das so gewiß ist und da ein verflossener Tag und dreißig verflossene Jahre eins sind, so nehm' ich jetzt von der Erde und von ihrem Himmel Abschied, meinen Plänen und Wünschen fallen die Flügel aus; mein Herz mag noch so lange, als es nicht tiefer unter fremden Füßen liegt, am freundschaftlichen Busen schlagen; meine Sinne mögen noch, ehe sie sechs Bretter einsperren, die herumflatternde Freude haschen, beim kurzen Schritte von der Wiege ins Grab —: Aber ich achte Alles nimmer, und Euch, meine Mitbrüder, will ich mehr lieben, Euch mehr Freude machen! Ach! wie sollt' ich euch in euren zwei Decembertagen voll Leben quälen, ihr erbleichenden Bilder voll Erdfarben, ein zitternder Wiederschein des Lebens? — — Ich vergesse den fünfzehnten November nie!"

Diese Stelle hatte bedeutenden Einfluß auf den Ton, in welchem der Brief geschrieben wurde. Er wählte die

weichsten, herzlichsten Worte und in dem Troste, den er zu spenden strebte, waltete der Ausdruck einer Innigkeit, einer Begeisterung vor, daß dadurch der Leserin entweder wirklich Trost erwachsen oder vielleicht auch ihr Schmerz um so heftiger aufgerüttelt werden mußte.

Genau genommen übrigens erschien ihm Alles, was er von Felix gehört und was jenes Schreiben beinah bestätigt hatte, so abenteuerlich und unerhört, daß er es noch immer als Märchen betrachtete, als den Traum eines Wahnsinnigen. Er war froh als er jenen Brief abgesendet hatte und überließ sich bald wieder seinen eignen, sehr verschiedenen Empfindungen und Gedanken. Obwohl in sehr beschränkter oft kümmerlicher Lage, empfand er das irdische Elend, so weit es ihn selbst berührte, doch verhältnißmäßig nur wenig, denn er schwebte in einer andern Welt, in die seine Sehnsucht ihn trug. In solcher Stimmung war es, wo er Worte, wie die folgenden, seinem Tagebuch anvertraute.

„Wenn ich in der Jugend — oder jetzt in den Minuten aus den Jahren jener — auf einem Hügel mit dem Blick über Landschaften und Dörfer und Schlösser schwamm und in die glänzende Wolke flog, die den Himmel an die Erde wölbte, und wenn ich durch die Wolke brach: ach, was sehnt' ich mich nicht zu finden? Du, Sehnsucht, versprachst und maltest mir, was ich nicht sah!

Wenn das Wolkendach der Erde abgehoben, wenn die Sonne durch blaue Himmelswogen zieht — oder Nachts ineinanderschimmernde Sonnen jede mit einem Strahle den Himmel stirnt und meine Seele groß wird mit der Welt

vor mir — oder, wenn ich auf meiner Erde ein Menschenherz suche und finde, das für meines nicht zu groß ist, und wenn wir, in unsre Körper eingemauert, in unsere Blicke zerfließen: warum kommst du denn da wieder, Sehnsucht? warum zählest du mir denn da die Güter vor, die ich nicht kenne und die du nicht nennest? und warum machest du mein Herz so weich und hungrig?

Vielleicht hieß der, der mir die Freude schickt, auch dir, ihr nachgehen, weil blos in einer andern Sonne, auf einer andern Erde der Ton klingt, der die Seele verschlingt; die Freude blühet, die berauscht; das Herz schlägt, an dem meines den Himmel vergisset — indeß du, Sehnsucht, auf der Erde zwischen den Gebeinen meiner Brüder zerstiebst."

Charlotte gestand sich schon selbst, daß sie dem Freunde auf seinen Flügen nicht folgen konnte, während sein liebevolles Herz ihn ganz anders von der Geliebten denken lehrte.

Lästig war ihm jetzt nur der Gedanke, vor ihr ein Geheimniß haben zu müssen, welches die Ihrigen so nahe betraf. Aber auch abgesehn von seinem gegebenen Versprechen, würd' er schwerlich vermocht haben, ihre Ruhe durch Mittheilung einer empörenden Geschichte zu stören.

Neuntes Kapitel.

Agnes vermochte ihre Ungeduld, recht bald den triumphirenden Einzug in der Stadt zu halten, nicht lange mehr zu bezähmen. Sie hatte sich bereits allzulange in unbehaglicher Lage befunden und daher beschleunigte sie nunmehr ihre Genesung möglichst. Jeder Ungläubige war nunmehr bekehrt und Frau Agnes sah sich geehrt und beneidet von Allen; geehrt auch besonders von ihrem Gemahl, der den unerwarteten Glücksfall vortrefflich zu nützen wußte. Die wohlthätigen Leute, welche ihm jetzt Vorschüsse gewährten, konnten ja ihr Kapital nicht sicherer anlegen; kaum drei Jahre hatte man noch vor sich, wo Günthersdorf ein reicher Mann werden mußte; sah doch jedermann von selbst, wie sich Alles zu seinem Vortheil gestaltet hatte. An demselben Tage, wo Frau Agnes, als eine stolze Cornelia, in der Stadt anlangte, war, das wußte man, der Herr von Schwarzenbach mit seiner Gemahlin in tiefster Trauer auch bereits wieder auf dem Gute Lerchenfeld eingetroffen.

Neuen Grund zum Staunen und zum Unmuth erhielt an demselben Tage Jean Paul durch eine Antwort auf sein Schreiben an die Frau von Schwarzenbach. Die Dame meldete, daß sie keineswegs irgend einen Brief, auf den Jean Paul sich bezogen, geschrieben hätte. Irgend ein Unberufner der jedoch alle Umstände genau kennen mußte, hatte ihren Namen gemißbraucht. Die Nachricht von dem Verluste des Kindes hatte allerdings ihre volle Richtigkeit. Aber welchen Zweck hatte der unbekannte Schreiber? Die Frau von Schwarzenbach bat um Uebersendung des in ihrem Namen geschriebenen Briefes, allein diese Bitte vermochte Jean Paul nicht zu erfüllen, denn er hatte, gewissenhaft sein gegebenes Wort erfüllend, auch jenes Blatt bereits vernichtet.

Fest stand jetzt sein Entschluß, nie wieder ein derartiges Versprechen zu geben und ebenso nie wieder allzuschnell einen Trostbrief abzusenden, wenn ihm der Trostbedürftige nicht genau bekannt war.

Natürlich erinnerte ihn dieser neue Vorfall sogleich wieder an Felix, mit welchem er leider nicht täglich zusammen kommen konnte, da sein Lehramt im Städtchen Schwarzenbach ihm höchstens einmal in jeder Woche den Weg nach Hof erlaubte. Und dann war der ewig unstete Felix auch dort nicht jedesmal zu finden.

Diesmal war jedoch der Zufall günstiger, als man erwarten konnte, denn Felix erschien selbst, um im Vorübergehen, wie er sagte, Jean Paul einen Besuch zu schenken.

Der letztere beeilte sich, dem Gaste alles Vorgefallne sogleich in Erinnerung zu bringen und ihn darüber zur

Staatliche Bibliothek Bamberg

Rede zu setzen, denn daß Felix bei jenem Briefe die Hand im Spiele haben möge, glaubte er kaum bezweifeln zu dürfen.

„Leider fällt es mir schwer, über irgend etwas zu erstaunen und Sie werden daher vielleicht gerade durch die Ruhe, die Sie an mir bemerken, in Ihrem Mißtrauen bestärkt werden. Ich hätte von jenen Angelegenheiten, die doch mich im Grunde gar nichts angehen, vielleicht nie das mindeste gegen Sie erwähnt, wenn ich nicht vermuthet hätte, Sie wären davon unterrichtet und zwar besser als ich. Daß es dabei den Anschein hatte, als theilte ich Ihnen Neuigkeiten mit, das richtete ich absichtlich so ein — wollen Sie mir's verargen, daß ich in der und jener Sache meine besonderen Absichten habe? Jedermann hat dergleichen."

„Das klingt eigenthümlich," entgegnete Jean Paul. „Jetzt sind Sie jedoch offner, als damals, Sie gestehen wenigstens besondere Absichten zu haben; Sie scheinen mich in irgend einen Plan verwickelt zu haben — können Sie mir's verargen, wenn ich alles Ernstes Aufschluß begehre, was Sie vorhaben, wenigstens insoweit es mich betrifft?"

Ich verarge keinem Menschen Etwas. Der einzige Aufschluß aber, den ich Ihnen für den Augenblick geben kann, ist, daß ich durchaus nichts Arges gegen Sie beabsichtige, daß ich überhaupt so harmlos bin, als es einem Menschen auf der Welt nur möglich ist. Sie scheinen in mich dringen zu wollen und könnten am Ende wahrhaftig ein Unheil anrichten. Es ist ein Glück, daß ich nichts zu verrathen habe, und für Andre ist es ein noch größeres Glück, daß ich

Ihr Versprechen, unbedingtes Stillschweigen zu beobachten, erlangt habe.“

Mocht' es Absicht sein oder nicht, jedenfalls fand Jean Paul die verworrenen und alles rechten Zusammenhangs entrathenden Aeußerungen des Gastes unartig. Indeß sprach er sich darüber nur vorsichtig aus, denn er glaubte, so wenig er bisher auch noch mit Felix verkehrt hatte, in dessen Wesen doch bisweilen schon ein Etwas bemerkt zu haben, was man wenigstens für einen Vorboten des Wahnsinnes halten konnte.

In großer Verlegenheit befand er sich nun, was er thun und wie er sich jetzt und ferner gegen Felix benehmen sollte. Eines war gewiß: entweder hatte derselbe nur dritte Personen, noch dazu solche, welche Jean Paul ziemlich nahe standen, eines abscheulichen Verbrechens beschuldigt, oder er selbst war vielleicht gar der Verbrecher und in letzterm Falle war dann seine Schuld eine zweifache. Durfte Jean Paul darüber Schweigen beobachten — konnte er dulden, daß vielleicht völlig Unschuldige einer That bezüchtigt wurden, welche der wahre Thäter inzwischen in aller Sicherheit wiederholte? Es band ihn allerdings ein gegebenes Wort — allein durfte dies, zumal wenn Felix wirklich an Wahnsinn litt, gehalten werden? Und wenn es ihm gelang, sich von jenem selbst dieses Wortes entbinden zu lassen, um das Geheimniß zu entdecken, konnte er dann nicht, vielleicht ganz unnützer Weise, eine Familie in eine Angelegenheit verwickeln, die derselben völlig fremd war? Der unächte Brief rief ihm immer wieder ins Gedächtniß: sei sehr vorsichtig

ehe du irgend etwas unternimmst. Und heute schien nun nicht ein gescheidtes Wort aus Felix zu bringen zu sein.

Felix mochte aber von selbst Alles errathen, was den Andern beunruhigte und verstimmte. Er nahm einen andern ernstern Ton als vorher an und sagte: „Besinnen Sie sich nur und denken Sie nur daran, daß Sie einen Mann vor sich haben, zu dem man schon einiges Vertrauen haben kann. Sie und viele Andere halten mich für ein Bischen närrisch und mir kommt es zu Zeiten selber vor, als müßte dereinst das Bischen prosaischer Verstand, was ich leider noch habe, vollends Abschied nehmen. Das geht aber nicht so geschwind als ich wünsche und Sie vielleicht fürchten. Sie haben sich durch eine momentane üble Stimmung verführen lassen, an mir zu zweifeln; ich weiß, daß Sie sich bald des Bessern besinnen werden. Vielleicht brauch' ich Ihren Beistand noch in einer Angelegenheit, für deren Leitung Sie und Andere mir Dank wissen werden. Treten Sie nicht störend dazwischen durch Ihr Mißtrauen. Zu sagen hab' ich Ihnen gegenwärtig nichts mehr, außer was Sie schon früher von mir gehört haben. Lassen Sie sich die Versicherung genügen, daß ich das Rechte will und suche, und daß ich für mich wenig oder nichts, Alles aber für Andere thue."

Die letzten Worte sagte Felix mit einer Stimme und einer Miene, welche jedes Gefühl des Mißtrauens zum Schweigen bringen mußten. Jean Paul reichte ihm die Hand und erwiederte, vollkommen beruhigt: „Besorgen Sie von mir keine Störung, aber berücksichtigen Sie möglichst auch eine Bitte von mir; ich wünsche in das betreffende

Geheimniß, wenn es sein kann, gar nicht ferner verwickelt zu werden; sollte dies jedoch unumgänglich nöthig sein, so wünsch' ich auch so viel als möglich von dem Wie und Warum der Sache zu wissen. Es ist eine peinliche Lage, wenn man weiß, man ist von neckenden unsichtbaren Kobolden umgeben, und kann ihnen, eben weil sie unsichtbar, weder beliebig ausweichen noch begegnen."

„Ich hätte gemeint ein junger Romanschreiber müßt' es gerade gern sehen, wenn er recht tief in geheimnißvolle Wirthschaft hineingesteckt wird," sagte Felix. „Freilich, das ganze Treiben mit und um uns ist im Grunde der Geheimnißthuerei gar nicht werth. Denken Sie sich was Sie wollen, es steckt hinter Allem nicht viel; — das Bischen, was jeder in sich hat, nun ja! das ist am Ende die Welt! Unser Herz und Hirn birgt das Diesseits und Jenseits und Sie wissen ja so gut wie ich, wie bald Herz und Hirn in Staub zerfallen. Sie wollen mir etwas entgegnen, — aber ich bitte, nur heute nicht! Leben Sie wohl!"

Felix reichte Jean Paul die Hand und entfernte sich darauf ohne Weiteres. Der Sonderling wanderte mit seinem Hunde hinaus zum Städtchen und suchte sich am Ufer der Saale eine von Bäumen umschlossene Rasenstelle, wo er sich niederstreckte und über sich in das Grün und die Streifen blauen Himmels starrte, die zwischen den bewegten Zweigen abwechselnd erschienen und schwanden. Wolf streifte nur kurze Zeit zwischen den Büschen hin und her, und streckte sich dann neben dem Herrn ins Gras. „Wir haben viel zu schaffen gehabt, die letzte Zeit daher, mein

alter Wolf!" sagte Felix zu dem vierfüßigen Genossen „Aber jetzt haben wir hoffentlich eine Zeitlang Ruhe und wollen uns um die dumme Welt so bald nicht wieder bekümmern." —

Jean Paul sollte noch in derselben Stunde erfahren, daß man sich in der Welt um ihn bekümmerte, freilich auf eine Weise, wie er's am wenigsten erwartet hätte. Die Biographie berichtet, daß seine Phantasie oft schon früher der Gedanke „an eine künftige Geliebte" erwärmte. „Wenn unter den Hundert, die an mir vorübergehen," (hatte er im vorhergehenden Jahre „an die künftige Geliebte" in sein Tagebuch geschrieben,) „Du allein stille stehst und bei mir bleibst, wie wird dann die erste Minute sein, wo ich Dich sehe! und die, wo ich dirs sage! — dies ist die einzige Freude, die in der Hoffnung so schön wie in der Erinnerung bleibt!" „Ich will nicht das schönste Gesicht, schrieb er später, aber das schönste Herz, und ich kann an jenem alle Flecken, aber an diesem keine übersehen." „Armer Mensch! stelle dein dürstendes Herz mit der einen Brust zufrieden, die sich mit einem ähnlich dürstenden an deine legt! Ach hier gibt es nur eine Geliebte die Alles für dich vergisset, und die dir jede Minute, jeden Blick, jede Freude, jeden Pulsschlag gibt und die zu dir sagt: Wir haben uns erwählt aus den Menschen! Dein Herz ist meines, mein Herz ist deines, Du innigst, innigst Geliebte! — Aber über den Wolken der Erde und der Gräber wird eine Zeit sein, wo wir uns Alle lieben, wo wir uns nicht karg aus den besten Menschen einen Besten aussuchen, wo es nur einen Geliebten gibt:

das ist Gott, und Millionen Liebende, nämlich Menschen. — — Und doch, du Theure, du, die du in der dicken kalten Nacht des Lebens allein bei mir bliebst und meinen Arm an deinem Herzen behieltest; doch, wenn ich dein Auge erblickte, das ich hier so liebte, wenn ich Alles an dir sähe, was mich an dich gezogen hat, ach! ich würde weinend und unaussprechlich liebend an dich fallen und sagen: diese hat mich auf der Erde geliebt! Ach, ich müßte etwas thun, um dich zu unterscheiden von den Andern!"

Die eine glaubte er bereits gefunden zu haben — Wie seltsam überrascht fühlte er sich aber nun, als er erfahren mußte, daß auch er bereits — von einer andern — Seele gefunden worden! und doch auch noch nicht gefunden. Wie das gemeint ist soll sich gleich erklären. Er erhielt, gleich nachdem Felix ihn verlassen, einen Brief, der hier nothwendig eine Stelle finden muß:

„Verehrter, Bekannter und doch noch Unbekannter! Gewiß werden Sie staunen, wenn Sie dies Papier erhalten; Sie werden darüber lächeln, vielleicht auch unwillig werden — o, dann übersehn Sie nur meine Bitte um Verzeihung nicht! Es ist ein Kind, welches an Sie schreibt, ein kaum fünfzehnjähriges Mädchen, welches Sie nicht kennen und das auch Sie noch nie sah, außer — im Traume. Finden sie nur darin nichts Kindisches! Legen Sie nur deshalb nicht dies arme Blatt sofort gleichgiltig zur Seite! denn ich sage die Wahrheit. Wurde mir auch nie das Glück, Sie mit dem äußern Auge zu erblicken, so hab' ich Sie doch mit dem innern in heiligen Träumen geschaut, Ihr Bildniß hat sich

mir tief und unauslöschlich eingeprägt und unter allen Tausenden auf der Welt würde ich Sie erkennen. Noch einmal bitt' ich, glauben Sie von dem Kinde nicht, daß es kindisch redet. Ich habe in den fünfzehn Jahren meines kurzen Lebens, soweit ich dasselbe zu überblicken vermag, recht viel Trübsal erfahren, mehr vielleicht, als so jugendlichen Jahren aufgebürdet werden sollte; bange öde Tage hab' ich ertragen müssen und habe in thränenvollen Nächten vergebens nach Trost gerungen. Lange hab' ich gebetet und mich gesehnt nach einer Seele, der ich mich anvertrauen könnte, nach einem Herzen, zu dem ich mich mit meinem Kummer flüchten dürfte. Ich bin so allein auf der Welt, so einsam im Leben, daß mich die Sehnsucht nach einem vertrauten Wesen zu tödten drohte, ja daß ich mir den Tod wünschte, um dieser fürchterlichen Einsamkeit zu entgehen. Nur meine Träume waren noch immer meine Zuflucht, obwohl ich auch in ihnen einsam wandeln mußte. Es sind jetzt Wochen verflossen, seitdem ich zum erstenmal einen Traum hatte, welcher mir wunderbaren Trost gegeben hat. — Eh' ich fortfahre, schreib ich, um Sie zum Weiterlesen geneigt zu machen, ein Paar Bemerkungen eines unsrer besten Schriftsteller hier nieder; ich las bei Lichtenberg: — „Der Traum ist ein Leben, das, mit unserm übrigen zusammengesetzt, das wird, was wir menschliches Leben nennen. Die Träume verlieren sich in unser Wachen allmälig herein und man kann nicht sagen, wo das eine anfängt und das andre aufhört. — Die Geschichte enthält nur Erzählungen von wachenden Menschen; sollten die von schlafenden minder wichtig sein? — So wie

nicht jeder träumt, der schläft, so schläft auch nicht jeder, der träumt." — Meine Träume haben mir die scheinbare Ruhezeit hoch über das gemeine Wachen gestellt; sie führten mir die Gestalt des Wesens vor, zu dem ich Vertrauen fassen sollte, und zugleich fühlte ich die Verheißung, daß dies Vertrauen liebreiche Beachtung finden sollte. Soll ich noch lange Erklärungen wagen — oder muß ich nicht fürchten, daß gerade meine Erklärungen Ihren Unglauben steigern könnten? Aber es ist doch wahr, ich habe Sie, den ich nie wachend erblickte noch nennen hörte, im Traume gesehn; deutlich wurde mir dabei Ihr Name genannt, so deutlich, daß ich mich seiner klar erinnerte, als mein schöner Traum wich. Mein Unglaube wäre vielleicht dann mächtig genug geblieben, alles für weiter nichts, als einen nichtigen Traum zu halten, hätte nicht ein Umstand, den ich dem Zufall nicht zuschreiben darf, mir die Aechtheit meines Traumes bewiesen. Ich hörte wachend von jemand jenen Namen nennen — welche Empfindungen mich bei diesem Klange durchbebten, vermag ich nicht zu schildern; es war Freude, die mir längst so fremd geworden; aber welch' hohe, selige Freude! Bebend im Innern befragt' ich den Sprecher, wo der Mann weilte, den er genannt hatte und ich vernahm Alles, ich hörte die Bestätigung meines Traumgesichts. Oft seitdem war ich glücklich genug, demselben wieder zu begegnen — wie gern hätt' ich mich ihm dann zu Füßen geworfen und ihm alles gestanden, was mich beengte und beugte und mir ein Wort des Trostes erbeten — aber ich wagte das nicht, ich war zu schüchtern selbst im Traume. — Nach langem Kämpfen hab'

ich endlich die Scheu überwunden und ich flehe Sie um Vergebung. Ich fühlte mich so kühn, eh' ich die Feder ergriff und nun weiß ich all dem Gefühl und dem Leid, was mich erfüllt, keine Worte zu leihen. Es bedarf dazu der Ermuthigung von Ihnen, der gütigen Versicherung, daß Sie dem armen verlassenen Kinde Nachsicht schenken wollen, welches Sie zu belästigen wagt. Lassen Sie mir ein freundliches Wort zukommen, die Erlaubniß, mein banges Herz vor Ihnen erleichtern zu dürfen! In Furcht und Hoffnung werd' ich die Stunden und Tage zählen, bis ich das ersehnte Zeichen erhalte, daß Sie bereit sind, ein gebeugtes, der Vernichtung verfallenes Gemüth aufzurichten. Aber Sie können es und Sie werden es auch wollen. Marie."

Der einfachen Unterschrift war nur die Angabe des Ortes beigefügt, wohin die erbetene Antwort adressirt werden sollte.

Was hatte es mit diesem seltsamen Kinde für eine Bewandtniß? Wie kam dasselbe dazu, sich an Jean Paul zu wenden, welcher viele Meilen weit von der angegebenen Stadt lebte? An die erzählte Traumbekanntschaft konnt' er nicht glauben; viel eher vermuthete er eine Mystifikation, nachdem heute sein Argwohn bereits so sehr erregt worden war.

Gesetzt auch, das letztere war nicht der Fall und Alles war überhaupt mehr als ein kindisches Spiel — wie konnte er dann der Schreiberin erwiedern, die sich so dunkel und in so allgemeinen Ausdrücken ausgesprochen hatte? Wie kam das fünfzehnjährige Mädchen dazu, in

der Literatur so bewandert zu sein, daß sie sich sogar auf Lichtenberg bezog?

Er bewahrte den seltsamen Brief auf, der, wie er glaubte, wahrscheinlich niemals beantwortet werden konnte.

der Literatur so bewundert zu sein, daß sie sich sogar auf Abhandlung bezog?

Es [illegible] der seltsamen Brief auf, der, wie er glaubte, wahrscheinlich niemals beantwortet werden konnte.

[illegible]

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Es ist ein Frühlingsvormittag, aber nicht mehr des Frühlings, dem das vorige Buch angehörte, das gegenwärtige Kapitel gehört bereits in das Jahr 1792. Dem Leser und mir ist das nicht weniger lieb, als es Jean Paul angenehm war, für welchen nach langer Dürre das genannte Jahr endlich ein segenreiches werden sollte. Aber der Leser und ich sind nun über die Einleitung hinweg und der erstere hat daher mit gutem Rechte zu verlangen, daß etwas geschieht; nach der modernen Sitte könnt' es freilich umgekehrt sein: Da ist in der Regel die Einleitung, das erste Kapitel, welches als Lockvogel durch eine lange Wüste der Langenweile dienen muß, das Interessanteste, welches gehörig aufgeputzt wird, welches spannen muß, um die Aufmerksamkeit immer rege zu erhalten bis an's Ende; Das erste „spannende" Kapitel, woran der Erzähler sein ganzes Bischen Kraft gesetzt hat, ist das Kameel, welches vorm Eintritt in die lange Wüste noch einmal reichlich mit Wasser versorgt wird, denn

es muß ja die Geduld des Lesers tragen und aufrecht erhalten, und sind dann die wüsten drei, fünf oder sechs Bände (die leeren Titelblätter sind Oasen,) mühsam durchzogen und die Geduld will reißen, so wird das Kameel geschlachtet und ein interessanter Schluß bereitet, womöglich mit bengalischem Feuer. Nur schade, daß die Strapaze vergebens war und daß der gute Leser nicht heimkehrt mit Schätzen beladen, mit Gold und edlen Spezereien, sondern nur müd' und matt. — Hier ist kein spannender Anfang, sondern eine „langweilige" Einleitung gegeben worden, wie sie in der guten alten Zeit Sitte waren. Sollte nun am Ende den Leser dünken, daß die beiden Bändchen auch nicht zwischen Niagarafällen und Rosenfeldern von Jericho, sondern um durch unerquickliches Heideland hinführten, so bleibt mir wenigstens die Entschuldigung, daß ich nicht bemüht war zu spannen und große Erwartungen zu erregen, sondern gleich ehrlich von vornherein bat, fürlieb zu nehmen; und in jedem Falle müßt' es doch mit dem Henker zugehen, wenn auf diesem Wege durch die Heide nicht hier und da eine wilde Blume wachsen sollte, die die Länge des Weges in etwas vergessen läßt.

Es war ein Frühlingsvormittag, an welchem Felix auf der Landstraße einem Städtchen des schönen Frankenlandes zuwanderte. Der Ort breitete sich vor ihm aus mit seinen rothen Ziegeldächern, deren nur wenige die zahlreichen Baumwipfel überragten, welche diese menschlichen Wohnungen umgaben. Nur der Kirchthurm mit zwei kühnen Spitzen beherrschte das Ganze. Je näher dem Städtchen, um so

dichter war die Straße zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, daß man wie in einem Laubengange dahinwandelte und zuletzt außer einzelnen Stückchen blauen Himmels weiter nichts sah, als die grüne Wölbung und den noch vom Frühthau gefeuchteten Pfad. So gelangte der Wandrer bis dicht vor das verfallene und mit wildem Wein überwachsene Stadtthor, ohne es zu ahnen.

Bevor aber Felix unter dieser ehrwürdigen Trümmer hinschritt, lenkte seine Aufmerksamkeit noch eine andre Erscheinung auf sich. Wenige Schritte vor dem Thor, wo außer den Bäumen die Straße zu beiden Seiten auch noch durch hohes dichtes Buschwerk eingefaßt wurde, zeigte sich zur linken eine Oeffnung in der grünen Wand, und Stufen, in den Fels gehauen, führten da zu einem Brunnen hinab.

Auf dem Rande des Brunnens stand das Gefäß, welches mit der kühlen Fluth gefüllt werden sollte; aber die junge Wasserträgerin ruhte auf der steinernen Bank in der Grotte und schien eingeschlummert zu sein. Ein Paar Sonnenstrahlen stahlen sich durch das dichte Grün herab in dies lauschige trauliche Plätzchen und verklärten die grüne Halle noch durch ihren Goldschimmer; am schönsten aber verklärten sie die Schläferin, die mit zurückgelehntem Kopfe, die Arme laß herabhangend, dasaß.

Dies Bild wäre artig genug gewesen, um auch jeden andern, als Felix, zu fesseln; allein auf ihn mußte es einen Eindruck machen, wie auf niemand außer ihm. Eine lange Reihe von Jahren, die er durchlebt, war plötzlich seinem

Bewußtsein entrückt und er fühlte sich zurückversetzt in eine Zeit, wo sein Herz jung und frisch gewesen und wo er das Mägdlein geliebt hatte, welches am Brunnen ruhte. Träumte er, oder war das Schicksal so freundlich, dem Manne, dem es jahrelang nur Trauer und kaum drei freudige Sekunden gegönnt, noch einmal durch ein Wunder in frühere Seligkeit zurückzuversetzen?

Wohl zwanzig Jahre oder darüber waren seit jener Zeit verflossen, wo er Marie so vor sich gesehen —

Die Schläferin glich derselben nicht nur im Aeußern aufs Haar, sie trug auch denselben Namen und es war, als werde sie erweckt, da der Fremde diesen Namen nur dachte, nicht einmal aussprach. Sie schlug die großen glühenden Augen auf — dieselben Augen, die Felix vor Jahren so sehr geliebt hatte.

Das Mädchen war nicht erschrocken oder überrascht, als sie dicht vor sich auf einer der untersten Treppenstufen den fremden Mann stehen und oben, am Eingang der Grotte, den Kopf des Wolfhundes herabschauen sah. Sie wandte das lockige Haupt, nachdem sie den beiden Neugierigen kaum einen flüchtigen Blick geschenkt, nach der andern Seite, als wolle sie von Neuem entschlummern.

Felix trat zum Brunnen und füllte das seines Inhalts harrende Gefäß mit Wasser. Sie sah dem ruhig zu. Ich danke, sagte sie, als der gefüllte Eimer auf dem Brunnenrande vor ihr stand.

„Die warme Frühlingsluft ermüdet," sagte Felix — „aber Sie haben auch den schönsten Ruheplatz gefunden."

„Er ist nur zu öffentlich und man wird von jedem Vorübergehenden gestört,“ entgegnete Marie, indem sie sich rasch erhob, ihren kleinen Eimer ergriff und die Stufen hinaufeilen wollte.

Aber Felix, der jetzt nicht mehr an Wunder glaubte und wußte, daß er auch in keinem Traum befangen sei, hielt sie zurück, um sich von ihr Alles bestätigen zu lassen, was er bereits im Stillen errathen zu haben glaubte.

Er wußte, daß im Städtchen jene Marie, die Geliebte seiner Jugend, wohnte — wofern sie noch lebte! Er wußte, daß sie kurz nach jener Zeit, wo sie (gegen seinen und ihren Willen) von ihm getrennt worden war, einem Manne hatte ihre Hand reichen müssen, der an Charakter, an innerer und äußerer Bildung, tief unter ihr stand. Seitdem hatte er fast gar nichts mehr von ihr gehört, außer dann und wann zufällig durch dritte Personen die Kunde, daß es ihr sehr unglücklich ging. Er war auch nicht glücklich gewesen; aber bis heute hatt' er es stets instinktmäßig vermieden, auf seinen Wanderungen in die Nähe dieses Ortes zu kommen. Jetzt war er gealtert und sein Herz war kalt geworden — eiskalt im Vergleich zu jener Zeit, wo es nur allzuglühend geschlagen hatte.

Marie, das Mädchen am Brunnen, war, wie gesagt, das täuschende Ebenbild der ehemals Geliebten, und es war kein Wunder, wenn sein, mehr als sein Kopf, gealtertes Herz sich mit einem Mal wie verjüngt fühlte. Gleich in den ersten Augenblicken war er überzeugt, daß es die Tochter seiner Marie sein müßte, die er hier vor sich sah.

Er, der an sich selbst und andern im Laufe der Jahre so viel erfahren und erlebt hatte, mochte sich nicht nach der Geschichte der Jugendfreundin erkundigen, die er im Allgemeinen schon kannte; nur nach ihrer gegenwärtigen Lage wollte er fragen und mußte sich zuerst überzeugen, ob er wirklich die Tochter seiner Marie vor sich hätte.

Der rauhe und wilde äußere Anstrich, der gewöhnliche Menschen leicht von ihm zurückschrecken mußte, war im Grunde nicht Natur, sondern absichtlich angelegte Maske. Sobald er Vertrauen einflößen wollte, fiel ihm dies nie schwer und seine Miene wie seine Worte waren alsdann in der That gewinnend und fesselnd.

Wenige Fragen reichten hin, um ihm von der anmuthigen, zum höchsten sechzehnjährigen Wasserträgerin alle gewünschte Auskunft zu verschaffen. Sie konnte nicht ahnen, weßhalb er sich so eifrig nach ihren Eltern erkundigte und sie unterrichtete ihn von Allem, was er wissen wollte, ohne daß sie sich recht bewußt war, was sie that.

Felix hatte sich nicht geirrt, sie war die Tochter seiner Freundin, die er nun aufsuchen wollte, obwohl er nach Allem, was er von dem Mädchen hörte, schließen konnte, daß er einen Blick in eine keineswegs erfreuliche Häuslichkeit thun würde. Seine Marie war ein Weib von nicht gewöhnlicher Bildung gewesen und er konnte sogleich bemerken, daß in solcher Hinsicht die Tochter keineswegs vernachlässigt worden war. Aber die trüben Verhältnisse, die erst seine geliebte Freundin an einen Mann gefesselt hatten, der in aller Hinsicht tief unter ihr stand, lasteten schwer auf ihr

und mußten sie gebeugt haben, daß er sie wohl schwer wieder erkannt haben würde, wär' ihm die Tochter nicht zuvor begegnet. Der Vater des Mädchens war ursprünglich ein Seiler und hatte dies Handwerk anfangs regelmäßig betrieben. Nach und nach hatte er jedoch sein Hauswesen mehr und mehr vernachlässigt und es war der Frau überlassen geblieben, das Geschäft zu leiten, was denn freilich immer mehr und mehr zurückging. Am unglücklichsten fühlte sich dabei seine Gattin, die, durch ihre Erziehung auf eine ganz andre Sphäre vorbereitet, ihre Tage in dem kleinen schmutzigen Laden zubringen mußte, welcher die Produkte enthielt, die von einem Paar Gesellen und einem Lehrling geliefert wurden. Der Meister kümmerte sich um nichts, außer um die tägliche baare Einnahme, die er gern in seine Verwahrung nahm und durchweg beseitigt haben würde, hätte die Frau nicht nothgedrungen den Hauptinhalt der kleinen Kasse vor ihm verheimlicht. Schon seit Jahren hatte er des Morgens stets genommen, was er finden konnte, und sich dann entfernt, um vor später Nacht nicht wieder zu kommen. Als aber die Ausbeute immer geringer wurde, fing er an, seinerseits auf andern Erwerb zu denken und besuchte sein Haus oft wochenlang nicht. Auch jetzt wohnte er nicht dort, sondern hauste in einem Gasthofe des Städtchens, wo man ihm ein ärmliches Stübchen in den obern Räumen überlassen hatte.

Manches von diesen Verhältnissen erfuhr Felix schon aus den Andeutungen, welche er von Marie erhielt, und er entschloß sich darnach, erst dem Manne einen Besuch

zu machen, bevor er sich der alten Freundin zeigen wollte.

So ähnlich im Aeußern die junge Wasserträgerin jener auch war, so bemerkte er doch bald im Gespräch, daß sie im innern Wesen durchaus verschieden von ihrer Mutter sein mußte. Er erinnerte sich nicht, jemals einem so wundersamen Wesen begegnet zu sein. Sie konnte schlicht und ruhig seine Fragen beantworten, aber auf einfache Beantwortung beschränkte sie sich dann auch. Sie schwieg, sobald er nicht mehr fragte, schaute in das Grün, oder in den Brunnen hinab, oder vor sich auf den Boden nieder, als wisse sie schon nicht mehr, daß ein Fremder neben ihr stände. Felix konnte sie dann um so besser beobachten und die tiefe Melancholie erkennen, die aus ihrem Antlitz sprach. Dies sechzehnjährige Mädchen war keines der harmlosen Kinder dieses Alters, wie man sie fröhlich mit dem Eimer zum Brunnen eilen sieht. Hinter ihrer sinnigen Stirn wohnten andre Dinge, als die Lust an fröhlichem und leichtem Geplauder und ihr junger Busen wurde von einem solchen Geheimniß gehoben,

„Was — von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht —
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

Als er ihr sagte: „Ich will deine Mutter besuchen, Marie!" blickte sie aus ihrer Träumerei empor und schien sich erst zu besinnen, daß sie bereits mit diesem Manne gesprochen hatte. Er nahm ihren Eimer und trug ihn die Stufen empor. Oben aber nahm sie ihn selbst und beide

schritten nebeneinander durch das Stadtthor, dessen niedrer Schwibbogen einige klaffende Wunden zeigte.

Der Eindruck, den der Anblick der Gasse innerhalb des Thores machte, war kein angenehmer für den Wandrer, der aus dem üppigen Laubwerk und von dem kühlen Brunnen draußen hereinschritt. Die Sonne schien ziemlich heiß auf das unregelmäßige Pflaster, nirgends sah man eine schattige Stelle, und dabei war die Gasse wie gänzlich verödet, nur hier und da sah man eine Gestalt eilfertig an den unansehnlichen Häusern vorüberschreiten, um rasch in einer der uneinladenden Thüren zu verschwinden. Der Aufenthalt hier hätte trostlos erscheinen müssen, hätten nicht jenseit hoch über den Dächern einige bewaldete Berghäupter hereingeschaut.

„Dort wohnt meine Mutter,“ sagte Marie, indem sie auf eines der nächsten Häuser deutete und selbst sogleich darauf zueilte.

Felix sah ihr nach und merkte sich das Haus, denn er folgte ihr jetzt nicht dahin, sondern suchte den Weg nach dem Gasthause, wo er den Vater zu finden hoffte.

Er wanderte nach der zweiten Gasse des Städtchens, (viel mehr als die beiden waren nicht vorhanden) und stand bald vor dem bezeichneten Hause. Es war ein recht gemüthlicher Gasthof, wie man sie in kleinen Städten nicht selten findet. Schon die Straße hatte ein behaglicheres Ansehn, als die erste. Unmittelbar hinter dem Hause befand sich der Hof, welcher mit dem noch weiter hinten liegenden Garten eigentlich ein Ganzes bildete, denn beide waren durch

keine Wand oder Barriere von einander geschieden. Im Hintergrunde wurde dieser Garten, dessen Hauptzierde stattliche Obstbäume waren, von der verfallenen uralten Stadtmauer begränzt, auf welcher man zwischen Buschwerk und Blumen umherspazieren und über den halbverschütteten Garten hinaus in die reiche Gegend schauen konnte. In Graben und Hof befanden sich zahlreiche rohgezimmerte Tische und Bänke, in die mancher Gast seinen Namen eingeschnitten hatte; eine Kegelbahn nahm die eine Seite ein und Alles zeigte, daß hier einer der sonntäglichen Belustigungsorte der Einwohnerschaft war.

Felix, von der frühen Wanderung ermüdet, verschob seinen beabsichtigten Besuch und nahm eine der verborgensten Bänke des Gartens ein, um hier unter dem flüsternden Laubwerk eine Stunde zu ruhen. Aus der einen Stunde wurden jedoch ohne seine Absicht mehrere und er erwachte aus einem Schlummer, als sich der Garten bereits mit einzelnen nachmittägigen Gästen zu füllen begann, denn es war einer von den Tagen, wo sich die ehrbaren Bürger hier zu versammeln pflegten. Vielleicht hatte die gute Stadt heute einen ganz besondern Anlaß, sich des Lebens zu freuen, denn bald besetzten sich alle Räume mit Gästen, die sich's wohl und behaglich sein ließen und bald schallten auch aus der Kegelbahn gar lustig die wohlbekannten kollernden und polternden Töne, begleitet von dem gedehnten Rufe der Kegeljungen.

Felix sah geraume Zeit ruhig zu, wie sich diese Welt vor ihm entfaltete; sein Ruheplatz war ungestört, und gleichwohl dem Getümmel nahe genug, um Alles überschauen zu

können. Ganz in seiner Nähe saßen beim Bierkrug zwei ehrliche Philister, die harmlos schwatzten.

„Da kommt der Meister Friedenstifter, hol ihn der Henker!“ sagte der eine, als sich ihnen ein Mann von etwas zugleich lustigem und unglücklichem, überhaupt zweideutigem Wesen näherte; „schicken wir ihn fort, 's ist ihm doch nur um ein Glas zu thun.“ Der Mann trat hinzu und grüßte, im Begriff, sich zu den Beiden zu setzen. Aber jener ungastfreundliche empfing ihn gleich mit einem kurzen: „Entschuldigt uns, Gevatter! Wir zwei möchten eine Angelegenheit ungestört verhandeln, und sitzen deshalb schon hier beiseite. Bemüht euch doch dorthin, wo unsre Nachbarn Karte spielen; 's scheint ein kleiner Zwist im Entstehen und da könnt Ihr euch nützlich machen, Ihr seid ja der Friedenstifter.“

Der verschmähte Gast sah nach der bezeichneten Gruppe hin, wo sich wirklich ein kleiner Wortwechsel zwischen zwei Spielern zu erheben schien. Eilig schritt er zu den scheinbar Streitenden und man sah deutlich, wie er sich mühte, die Parteien zu beschwichtigen.

Für den Zuschauer aus der Ferne war dies ein sehr eigenthümliches Schauspiel. Man sah, wie der Friedenstifter bald dem einen, bald dem andern etwas zurief oder auch zuflüsterte und wie er sich unendliche Mühe gab, den Frieden herzustellen. Offenbar war der Streit anfangs so gut wie gar keiner gewesen, aber je mehr der Friedliebende beschwichtigte, um so heftiger und hitziger wurden nach und nach die beiden Parteien, bis sich ein Kreis neugieriger Zuschauer um die Gruppe zusammenzog. Der Friedenstifter

flüsterte jetzt dem Einen, dann dem Andern noch einige versöhnende Worte zu und zog sich dann einige Schritte zurück, mit der Miene eines Mannes, der das Seine redlich gethan und versucht hat, aber an fernerem guten Erfolge verzweifelt. In der That waren die Streitenden in diesem Augenblicke so erhitzt, daß der Eine dem Andern den vollen Bierkrug nach dem Kopfe warf. Der Getroffene war nicht unbedeutend verwundet und es würde vermuthlich ein noch blutigerer Kampf erfolgt sein, hätten sich jetzt nicht mehrere der Umstehenden ins Mittel gelegt und die ergrimmten Gegner gewaltsam auseinandergeführt.

Nun näherte sich der Friedenstifter den beiden Gästen, die in Felix' Nähe saßen, wieder und berichtete mit lebhaften Worten, wie er sich umsonst bemüht, die beiden gleich anfangs zu versöhnen, wie er aber leider tauben Ohren gepredigt und wie die Sache nun einen so schlimmen Ausgang genommen. Der Getroffene, der natürlich gegen den Beleidiger klagbar werden wollte, hatte den Friedenstifter noch zum Zeugen des Vorgangs aufgerufen, — „und es ist mir recht lieb," setzte dieser nun hinzu, „daß ich ausführliches Zeugniß ablegen kann."

„Hm, ja! das war auch die Hauptsache!" sagte der eine der Gäste, indem er sich verächtlich vom Friedenstifter abwandte. „Nichts für ungut, Gevatter, Ihr seid doch ein Stück von Schuft."

Der Friedenstifter machte ein halb böses Gesicht, trat aber noch einen Schritt näher und sagte, indem er dem unwilligen Gevatter die Hand vertraulich auf die Schulter

legte: „Mein Seel, Ihr verkennt mich! aber davon ein andermal. Ich habe jetzt nicht Zeit länger mit Euch zu schwatzen; nur ein Wort — thut mir den Gefallen und leiht mir einen Gulden, Gevatter!"

Der Angeredete zog seinen Beutel und legte das Verlangte hin. „Da!" sagte er, „ich schenk Euch den Gulden, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr mir wenigstens bis Jahresschluß allzeit drei Schritt vom Halse bleibt und thut als kennet Ihr mich gar nicht!"

Dies schien dem Friedenstifter zuviel verlangt, er wollte sich wenigstens ausführlich bedanken und die Andern hatten noch Mühe genug, ihn los zu werden. Bei dieser Gelegenheit hörte Felix den Namen des Friedenstifters nennen und erkannte, daß derselbe der Mann sei, den er suchte, der Vater der jungen schönen Wasserträgerin.

Er erhob sich und eilte dem Manne nach, der sich im Garten umschaute, als spähete er, wo etwa ein neuer Streit aufkeimte. Es machte ihm offenbar großes Vergnügen, als er sich von jemand angeredet sah.

„Kommen Sie, Freundchen," sagt' er zu Felix; „wir müssen eins mit einander trinken — ich bezahle Alles!" damit ließ er den soeben erhaltenen Gulden in der Tasche klingen, faßte den neuen Freund unterm Arm und zog ihn nach einem der noch leeren Tische.

„Nach dem Beinamen, den man Ihnen hier gibt, haben Sie sich einen schönen Beruf gewählt," sagte Felix. „Der Krieg kommt immer von selber, aber die Leute sind selten, die sich um den Frieden bemühen."

„Ja," sagte der Mann, den offenbar sein Gulden in der Tasche brannte, „es ist meine Leidenschaft, wo ich nur kann, die Parteien zu versöhnen und ich danke jedesmal dem Himmel, wenn er mich vorüberführt, wo eine Schlägerei entsteht — die hier bei uns leider sehr häufig vorkommen — ich weiß die Leute immer noch am Ersten auseinander zu bringen."

„Nun, für heute ist wohl Ihr Tagewerk vollbracht, und Sie haben Zeit mit mir zu sprechen?"

„So viel und so lange Sie wollen! Ein vernünftig Gespräch beim Glase geht über Alles!"

„Aber nicht hier, wo uns viele Andre mit zuhören würden," sagte Felix. „Sie wohnen im Hause und erlauben wohl, daß wir Ihr Zimmer aufsuchen. Ich bitte Sie, begeben Sie sich dorthin; ich werde nachfolgen, nachdem ich einen Trunk zur Würze unsrer Unterhaltung bestellt habe."

Es gelang nach einiger Mühe, den Friedenstifter diesen Vorschlägen gehorsam zu machen und Felix benützte jenes Abwesenheit, um sich beim Wirthe noch einige Auskunft über den Mann zu holen.

„Ein saubrer Friedenstifter!" so lautete der Bericht: — „Der Mensch weiß die Worte so zu setzen, daß er, scheinbar beschwichtigend, die Leute nur erst recht heftig gegeneinander in Harnisch bringt. Oft redet er den ruhigsten, friedlichsten Gesellschaftern ein, sie wären unzufrieden mit einander, und bei Allen, die ihn noch nicht genau kennen, gelingt ihm die Finte in der Regel recht gut. Er hetzt die Leute an einander, die nicht entfernt an Streit dachten, und hinterdrein

rühmt er sich noch, Frieden gepredigt zu haben. Sobald er die Leute zu Injurien oder womöglich zur Prügelei gebracht hat, dann ist sein Zweck erreicht, vorausgesetzt, daß ihn eine der Parteien zum Zeugen aufruft, und daß dies geschieht, weiß er ganz geschickt zu bewirken. Er muß dann seine Zeugendiäten erhalten, derenwegen er das ganze Manöver übt. Denn jedesmal, da er als Zeuge vor Gericht muß, erhält er einen und nach Befinden zwei Gulden Entschädigung für aufgewandte Zeit."

Eine so eigenthümliche Art des Erwerbs hatte Felix noch nicht kennen gelernt und der Mann fing an, ihn zu belustigen.

Das Stübchen im Wirthshause hatte er nur aus dem Grunde gemiethet, um immer in dem Hause zu sein, wo Streitigkeiten der Wahrscheinlichkeit nach am häufigsten vorkommen mußten und wo für ihn somit auch die meiste Aussicht war, als Zeuge gebraucht zu werden. Kam der Streit nicht freiwillig, so übte er sein friedenstifterisches Talent und verursachte dadurch Unfrieden genug. So war sein Geschäft ein ziemlich blühendes und er war sogar stolz auf den Beinamen des Friedenstifters. Der Allerspitzfindigste würde nicht im Stande gewesen sein, ihm zu beweisen, daß er im geringsten durch seine Worte den Streit gefördert und angefacht habe und gleichwohl gossen seine lammfrommen Aeußerungen allezeit Oel ins Feuer.

Felix, der nun auch eine andre Leidenschaft dieses Mannes kannte, bestellte einige Flaschen trefflichen Inhalts und ließ sich das Gemach des Friedenstifters zeigen. Der Weg

nach diesem Gemache war ebenso miserabel, als das Gemach selbst; aber es hatte eine für den dermaligen Besitzer sehr schätzbare Eigenschaft. Es war nämlich so gelegen, daß man daselbst Hof und Garten vollkommen übersehn und zugleich auch jedes irgend erhebliche Geräusch im Hause oder auf der Straße sehr gut vernehmen konnte. Alles dies war für den Friedenstifter sehr nöthig, damit er erforderlichen Falls immer sogleich bei der Hand sein konnte. So viel als möglich hielt er sich freilich in den untern öffentlichen Räumen des Hauses auf und der Wirth vertrieb diesen Gast nicht, der allenfalls auch die Rolle eines Spaßmachers vor solchen Gästen übernahm, welche trotz seiner friedfertigen Reden nicht zum Streite zu bringen waren; überdies verzehrte er seine Einnahmen gern an dem Orte, wo er sie verdient hatte.

Zweites Kapitel.

Felix fand den Friedenstifter bereits sehr angelegentlich beschäftigt mit einer Flasche, welche jene mysteriöse Flüssigkeit enthielt, die von Unkundigen und Uebelwollenden mit dem verächtlichen Ausdruck Fusel bezeichnet zu werden pflegt. Der Trinker, der diese unverdienter Weise geschmähte Flüssigkeit durch vieljährigen Umgang genau kannte und zu schätzen wußte, gab sich viele Mühe, die guten Eigenschaften derselben vor Felix, den er für einen Laien hielt, gehörig im rechten Lichte darzustellen.

„Aus dem Leben," sagte er, „läßt sich gar nichts machen oder Alles, nachdem es Einer versteht und die rechten Mittel besitzt. Aus meiner frühern Jugend besinne ich mich auf ein Märchen, an welches ich noch jetzt gar oft denke. Ein armer Sterblicher, dem es herzlich schlecht auf der Welt ging, erhielt nämlich von einer Fee oder irgend einem Kobold, der ein Einsehen hatte, ein Mittel oder die Fähigkeit, beliebig einschlafen und von lauter schönen Dingen, die er sich eben

wünschte, träumen zu können. Ward er durch einen Störenfried (die leider häufiger sind als die Friedenstifter!) aus einem angenehmen Traume geweckt, so hatte er doch den Trost, bei erster Gelegenheit wieder einschlafen und den artigen Traum weiter fortsetzen zu können. Mochte den armen Burschen, während er wachte, die Welt immerhin quälen, er konnte sie auslachen, denn sobald er allein war, legt' er sich hin, schlief ein und lebte sein besseres Leben im Traume fort, wo er das letzte Mal stehen geblieben war, und wo es ihm wohl ging. Welcher Genuß schon während des Wachens in der sichern Erwartung des kommenden Traumes! Schade daß die Zeiten vorbei sind, wo Feen und Kobolde, Nixen und Waldteufel manchmal einen vernünftigen Einfall hatten. Aber, wie ich sagte, es gibt auch heute noch Mittel, in angenehme Träume zu fallen, wenn man sie nur anwenden will, und mein Fläschchen ist ein solches Mittel, Sie würden staunen, wenn ich Ihnen das und jenes aus meinen Träumen erzählte; allein ich könnte das nicht, wenn ich auch wollte, denn die Seligkeit will empfunden, nicht beschrieben sein!"

Der Friedenstifter seufzte, als er die etwas feinern Mittel zu jener Seligkeit erblickte, die Felix besorgt hatte.

„Man muß sich schon mit dem begnügen, was man sich zu verschaffen im Stande ist," sagte er, „und im Grunde bleibt auch die Wirkung die nämliche. Mein böses Schicksal wollte einmal, daß ich zu niedrer Sphäre verdammt und immer abwärts gehen sollte, wo andre steigen. Schon das unselige Gewerbe, wozu ich leider bestimmt wurde, war von

schlimmer Bedeutung: ich bin ursprünglich ein Seiler und die müssen ja, wie Sie wissen, von berufswegen immer rückwärts gehen. Wahrlich, ich hielt am Ende den Anblick des Gespinnstes und der Stränge nicht mehr aus und zog mich von dem Krame zurück; sonst hätt' ich leicht in die Gefahr kommen können, einen meiner selbstverfertigten Stricke zu meinem Verderben zu verwenden, und Sie wissen ja, daß es schlechte Bekanntschaft ist die man mit des „Seilers Tochter" macht." —

„Es kommt darauf an, welcher Art die Tochter ist, es gibt auch Ausnahmen von Seilerstöchtern. — Sie haben z. B. eine, die Sie wohl für den fatalen Anblick Ihrer hänfenen Kinder entschädigen und an Ihr Haus fesseln könnte."

„Ja, ja! ich begreife Sie schon — wahrhaftig! des Mädchens wegen, wenn ich nicht noch andre Gründe gehabt hätte, mußt' ich das Feld räumen — blieb ich im Hause, so konnte sie wenig Gutes lernen, und ich bin ein viel zu gewissenhafter Vater, um durch mein schlechtes Beispiel Aergerniß zu geben; denn ich kann doch nicht läugnen, daß ich so ein Stückchen von abschreckendem Exempel bin, was man so nennt, wiewohl mir die bösen Zungen zu viel Unrecht thun. Ein ehrlicher Kerl bin ich doch und mein' es gut, und habe schon manchen Streit geschlichtet. Aber in mein Haus taugt' ich nicht und habe der Frau das Regiment ganz allein überlassen; nur von Zeit zu Zeit sprech' ich einmal ein, um den Leuten zu beweisen, daß mir Wohl und Weh der Meinigen am Herzen liegt und daß ich mich um sie kümmere — nur

hab' ich dort aus gutem Grunde kein Bleibens, denn ich bin ein Mann, schlicht und geradezu, und meine Frau ist ein viel zu gebildetes Wesen für mich und hat auch unsre Marie nach ihrem Muster erzogen. Das Mädchen könnte manchem Gelehrten zu rathen geben, taugt aber desto weniger für die Wirthschaft. Oft geht sie zum Brunnen und kehrt mit leerem Eimer in der Zerstreuung nach Hause, oder sie setzt den leeren Topf zum Feuer, bis er zerspringt. Sie ist ein schwärmerisches überspanntes Geschöpf und mit Ausnahme dieser Eigenschaft gleicht sie in Allem ihrer Mutter. Im Ernst, mein verehrter Freund, ich achte und schätze beide unendlich und eben vor großer Achtung muß ich sie vor meiner Gesellschaft bewahren."

„Das klingt sehr schmeichelhaft für mich," sagte Felix. „Aber ich bitte Sie um Alles in der Welt, wenn Sie die Ihrigen so sehr lieben und achten, weshalb berauben Sie sie stets ihrer gewiß nicht großen Einnahmen? ich weiß, daß Sie dies thun."

„Zu Zeiten hab ich mich einiger Kreuzer bemächtigt," sagte der Friedenstifter, der sich es inzwischen angelegen sein ließ, sich in die gerühmte Seligkeit zu versetzen: — „Ja, zu Zeiten; aber doch nur, um mich unter den Leuten als anständiger Mensch, als Mann von Geld, zeigen zu können, weil ich außerdem ja den Meinigen Schande machen würde — wahrhaftig! ich trinke jedes Glas nur zu Ehren der Meinigen! Und wunderliche Ideen hat meine Frau doch; so hielt sie des Anfangs stets darauf, daß mindestens ein Gastbett im Hause bereit stand, obwohl jahraus jahrein uns keine

Seele besuchte. Aber es war das ihr Hausfrauenstolz. Ich dachte praktischer. Eine gute Gelegenheit nützte ich, das unnütze Gastbett in Münze zu verwandeln, die ich zu Ehren meiner Gemahlin vertrank; ach, da hätten Sie das Lamento hören sollen! Es kam noch besser, denn auch mein eignes Bett erschien mir bald als eine unpraktische Idee, da ich ja fast ganz umsonst hier im Gasthaus ein Bett erhalten konnte. Das gab nun einigen Unfrieden, aber ich dachte: Thue recht, scheue Niemand, und ließ mich bei der Realisirung praktischer Ideen nicht irre machen."

„Leider scheint dieser Entschluß fest zu stehn bei Ihnen," bemerkte Felix. „Sie würden bei Ihren Grundsätzen indeß besser thun, sich allein auf Ihre eigne Person zu beschränken und ferner nichts zur Ehre der Ihrigen zu unternehmen. Ich interessire mich für die Letztern, denen ich wohl ein besseres Loos wünschte" —

„Ja das thu' ich auch, Freund," fiel ihm der Friedenstifter ins Wort. — „Und wie schön ist es von Ihnen, daß Sie sich für uns interessiren! Wahrhaftig, Sie könnten mir einen unendlichen Gefallen erzeigen, wenn Sie mir ein Paar Gulden leihen wollten." —

„Vielleicht thu' ich's, obwohl ich mich für Sie weniger interessire. Nur heute nicht, mein friedliebender Freund, denn Sie sind, wie ich sehe, schon nicht mehr im untersten Grade der Seligkeit und können jetzt ohne Darlehn einen der schönsten Träume haben. Vermuthlich halt' ich mich einen oder zwei Tage hier auf und werde Sie daher wohl wieder sehn. Leben Sie wohl!"

Felix erhob sich und ging. Der Friedenstifter war schon zu berauscht, um ihm folgen und ihn zurückhalten zu können.

„Nur ein Paar elende Gulden!" lallte er dem Scheidenden noch nach. — „Wahrhaftig, zwei Gulden, und Alles zur Ehre" —

Aber der Gast war bereits die gebrechliche Treppe hinabgeeilt, entschlossen, die Zeit, während der Friedenstifter seinen Rausch verschlief, zu einem Besuche bei Jenes Angehörigen zu nützen. Trotz der kalten Ruhe, die ihm jetzt eigen war, scheute er sich doch ein wenig vor diesem Wege und aus diesem Grunde verging mehr als eine Stunde, eh' er das Haus des Seilers aufsuchte. —

Der Abend dämmerte bereits und der kleine Laden war erleuchtet. Felix konnt' ihn schon von der Straße ungestört überblicken, eh' er eintrat. Eigenthümliche Empfindungen wandelten ihn an, als er eine Frau erblickte — offenbar sie, die er einst geliebt — und doch so verwandelt, so verfallen, daß er sie unter andern Umständen kaum wieder erkannt haben würde. Ihr bleiches, kummerschweres Antlitz war über eine Nähterei gebeugt, womit sie beschäftigt war.

„Wie hätte das anders sein können mit uns Allen!" dachte er. „Das Leben ist doch eine elende Pfuscherei!" Und er trat hinein und bot einen guten Abend.

Sie blickte auf, aber sie erkannte ihn nicht, denn er war ja auch ein ganz Andrer geworden. Erst als er des alten Freundes, von dem er einen Gruß bringe, gedachte, und sie ihn genauer betrachtete, erkannte sie ihn. Aber es erfolgte

keine Scene, wie sie in solchem Falle wohl zu erwarten gewesen wäre. Zeit, Unglück und Sorgen hatten Alles gethan, um das Weib, für welches Felix einst geschwärmt hatte, zu verwandeln. Vielleicht würde sie sich über seine Gegenwart gefreut haben, hätte der stete Kummer sie nicht auch in dieser Hinsicht abgestumpft und solcher Freude unfähig gemacht. Da war Alles Ideale verschwunden und nur die derbe Prosa war geblieben.

Stoff zum Gespräch gab es übergenug; aber Felix war kaum zwei Minuten da, als die Unterhaltung sogleich unterbrochen wurde. Denn plötzlich öffnete sich die hintere nach dem Innern des Hauses führende Thür des Ladens und hereinstürzte die junge Marie.

Sie eilte auf Felix zu und sagte, indem sie dessen Hände ergriff:

„Du kannst für mich reden — mein Traum hat es mir gesagt — gewiß, es ist Schickung, daß du zu uns kommen mußtest“ —

Aber plötzlich besann sie sich wieder — ihr Gesicht war von Purpur übergossen, sie schlug die Augen nieder, sie stammelte einige entschuldigende Worte und floh wie ein scheues Reh in den hintersten Winkel des Ladens, wo sie sich auf einen Schemel setzte und das Gesicht in den Händen barg.

Die Mutter wußte jene Worte ebenso wenig zu deuten als der Gast; sie konnte ihm nur im Allgemeinen Mariens seltsames Wesen schildern, welches sich besonders seit einem Jahre auffällig kundgegeben hatte. Etwas Schwärmerisches

Phantastisches hatte sich schon seit früher Kindheit bei ihr gezeigt, obwohl früher nicht in dem Grade, daß es Besorgniß hätte erregen können. Zudem waren die häuslichen Verhältnisse nicht von der Art, um Ueberspanntheit zu nähren und auszubilden. Das Mädchen verrichtete auch jetzt noch die mannichfachen häuslichen Geschäfte die ihr oblagen mit Lust und Eifer, obwohl ihr die Zerstreuung dabei manchen Streich spielte. Früher hatten ihr wenige Stunden Schlafs genügt — jetzt schlief sie oft selbst bei Tag' ein und wenn sie erwachte, war sie nur in doppelt aufgeregtem Zustande. Einzelne räthselhafte Aeußerungen hatte man in unbewachten Augenblicken von ihr vernommen, ohne doch daraus schließen zu können, was in ihrem Innern vorging. Sie war äußerst verschlossen und war durch keine Bitte zu bewegen, das zu verrathen, was ihr Busen bergen mochte.

Hätte man gegenwärtig etwa die Absicht gehabt, Erklärungen von ihr zu verlangen, so trat ein neuer Zwischenfall ein, welcher sie für den Augenblick vor lästigen Fragen bewahrte.

Ueber dem Laden, wo sich die Wohngemächer des Hauses befanden, ließ sich ein polterndes Geräusch vernehmen, welches die Aufmerksamkeit der Hausfrau erregte. Es befand sich niemand in diesem Theile der Wohnung, wenigstens hatte niemand von den Hausgenossen dort Zutritt und der Lärmende konnte nur ein unwillkommner Eindringling sein. „Ein Dieb" — oder der Plural dieser interessanten Erscheinung, war sehr natürlich der erste Gedanke den man hatte. Die erschrockene Frau, welche die Aufsicht des La=

dens Marien überließ, ersuchte den Gast selbst um seine Begleitung, da sie etwas Ungewöhnliches fürchtete.

Beide begaben sich hinauf nach dem beunruhigten Gemach und fanden darin den Pseudohausherrn, den Friedenstifter, der nach Felix' Abschiede nicht entschlafen war, sondern einige neue praktische Ideen gefaßt hatte, mit deren Ausführung er sich jetzt schon ganz eifrig beschäftigte.

Er hatte einen Kleiderschrank geöffnet, einige Mäntel und ähnliche Gegenstände herausgenommen und war offenbar soeben im Begriff, mit diesen Artikeln das Haus wieder zu verlassen.

Auf die Ausrufungen des Staunens und Unwillens von Seiten seiner Gattin achtete er nicht, sondern wendete sich, um so schneller gefaßt da er noch halbbetrunken war, an Felix.

„So lieb mir's ist, wenn ich Ihnen begegne, Freund," sagte er, „so hätten Sie doch eine passendere Zeit und einen geeigneteren Ort wählen können — ja, hätten Sie wenigstens diese Dame, meine geliebte Frau, nicht mitgebracht, der ich es schon ansehe, daß Sie mein Handeln ganz und gar verkennt und mißdeutet. Ich bitte Dich, Gute, sprich kein Wort, denn leider weiß ich voraus, daß Du im Irrthum bist. Verlassen Sie sich auf mein Wort, bester Freund, die gute Frau ist in einem heillosen Irrthum befangen, denn sie glaubt, es sei meine Absicht, diese Kleider zu verkaufen. Ein Wunder wär's im Grunde nicht, denn was soll ich anfangen, da Sie noch nicht Wort gehalten und mir die versprochenen zwei oder drei Gulden noch nicht geliehen haben? Aber dennoch ist dein Verdacht falsch, gute

Frau. Das Kürzeste wäre wohl, Sie liehen mir gleich jetzt die Paar Gulden?"

Felix bewog durch einige Worte die weinende Frau, das Gemach zu verlassen, indem er versprach, den Gemahl zur Raison zu bringen und zu entfernen, ohne daß er sich an dem vorhandenen Eigenthum vergriffe.

Der Friedenstifter hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und als er die Frau hinaus gehen sah sagte er: Sie sind ein verständiger Mann! Das liebe Weib war in diesem Augenblick hier nichts nütze — jetzt können wir ein Wort mit einander reden! Aber, wahrhaftig, ich sag' Ihnen, ich habe nicht daran gedacht diese Kleider zu verkaufen."

Nun was war denn sonst Ihre Absicht?"

„Geld braucht' ich und Sie ließen mich im Stich. Da besann ich mich, daß wir die schönsten Frühlingstage haben und daß man jetzt keine Winterkleider mehr braucht. Daher nahm ich mir vor, die Sachen, die da nutzlos den schönen langen Sommer hängen sollten, zu versetzen — ganz und gar nicht zu verkaufen, denn ich bin vorsichtig genug, zu bedenken, daß wieder Winter wird, wo man sie wieder braucht. Nun bitt' ich Sie, betrachten Sie diese Sachen genau, und wenn sich darunter nur ein Stückchen findet, welches Aehnlichkeit mit einem Sommerkleide hat, so will ich ein Schuft heißen! Nein, ich weiß zu wirthschaften und verfahre als verständiger Mann."

„Aber es scheinen meist Kleider Ihrer Frau zu sein —"

„Meist — aber es ist auch noch etwas von mir dabei.

Leider hatt' ich das Unglück, meine eignen Wintersachen vor zwei Jahren nicht wieder einlösen zu können. Ich bin nämlich ein Mann von Ordnung und halt' es ein Jahr wie das andre: im Frühling, sobald uns die liebe Gottessonne warm zu bescheinen anfängt, pfleg' ich regelmäßig die unnütz gewordenen Winterkleider zu versetzen, um auch im Sommer einen Nutzen davon zu haben. Die Sache hat manchen Nebenvortheil. Kommt im Sommer bei mir Feuer aus und die Sachen verbrennen, so ersetzt sie mir kein Mensch; verbrennen sie aber beim Pfandleiher, so muß er sie ersetzen. Ein verständiger Mann, der auf das Seine hält, denkt an Alles."

„Er sollte auch an seine Frau denken," sagte Felix.

„Die ist mein Gedanke Tag und Nacht, verlassen Sie sich darauf. Und dann muß man doch Geld in der Tasche haben! Was helfen mir Außenstände die nicht eingehen? Sie verzeihen mir, wenn ich so frei bin, Ihnen das versprochene Darlehn ins Gedächtniß zu rufen? Denn Geld muß der Mensch haben, wie gesagt. Stellen Sie sich einen Mann vor, der kein Geld hat — er hat ein böses Gewissen, er darf die Augen nicht zu erheben wagen und muß sich bescheiden, im Kreise der Begabten, nämlich der Geldleute, mitzusprechen. Aber, wer wohl versehn ist mit dem Mammon, wer auf die Tasche schlagen und sprechen kann: ich zahle baar! der ist ein Mann von gutem Gewissen, ein Mann von Selbstbewußtsein, geehrt und geachtet. Leider oft genug muß ich einhergehen als ein Mensch mit schlechtem Gewissen — aber sobald das Gegentheil möglich ist, warum sollt ich's dann nicht nützen?"

„Schade, daß etwas Wahres in Ihren Worten liegt,“ sagte Felix, „so sehr Sie auch Unrecht haben.“

„Ach ich habe nicht Unrecht! Unrecht hat auf dieser Welt nur der arme Teufel, der gar nichts hat. Das Nichthaben ist Unrecht, das Haben ist jedesmal Recht. Hilf dir wie du kannst! — Ist die Geschichte der Menschheit was andres als eine Räubergeschichte oder ein langweiliger Spielerroman? Es gibt da kein größeres Verbrechen als die Armuth — ja im Grunde ist sie das einzige Verbrechen auf der Welt, weil sie die Mutter Alles dessen ist, was man sonst Verbrechen nennt — und freilich läßt sich nicht läugnen, daß alsdann der Reichthum der Vater des Verbrechens ist; aber Vater Reichthum ist gescheidt genug sich loszusagen von den Kindern, die ihm die Armuth geboren, als da sind Diebe, liederliche Dirnen, Spieler, Betrüger und Mörder. Reichthum wäscht seine goldbehangenen Hände in Unschuld und sagt, mich geht diese Brut nichts an — und er schwört sich los von der Armuth und von ihnen, deren Urheber er doch ist“ —

„Sie fangen an ernsthaft zu reden und setzen mich in Erstaunen“ — unterbrach Felix den Friedenstifter — „fühlen Sie nicht, daß Ihre Worte in dieser Umgebung etwas Schauerliches haben?“

„Leider Gottes, mir ist's immer schauerlich genug zu Muthe! Schönen Dank, daß Sie mich zur rechten Zeit erinnern, lustig zu sein. Es wird spät und wenn ich mich nicht spute, so legt sich der Pfandleiher zu Bett.“

Mit diesen Worten griff er nach den bewußten Winterkleidern. Felix hielt ihn davon zurück und sagte:

„Gehen Sie einmal von ihrer strengen gewohnten Ordnung ab, mein friedliebender Freund. Ich werde Ihnen das versprochene Darlehn sogleich auszahlen, unter der Bedingung, daß Sie diese Sachen hier lassen."

Damit war der Friedenstifter vollkommen einverstanden. Er empfing das Geld und verließ das Haus. Felix nahm sich vor, zu andrer Stunde noch einmal mit dem Manne zu reden. Zunächst aber wollte er womöglich Mariens Geheimniß erforschen. —

Drittes Kapitel.

Die Mühe würde vergebens gewesen sein, wenn Felix durch Fragen eine Erklärung jener räthselhaften Anrede Mariens zu erlangen versucht hätte; nur der Zufall konnte ihm einen Blick in ihr Inneres thun lassen, freilich einen unvollkommenen Blick, welcher noch Alles im Dunkeln ließ.

Es war am folgenden Tage, als er sie auf ihrem gewöhnlichen Sitze im Laden entschlummert fand. Die Mutter war abwesend — etwa eintretende Kunden hätten das Mädchen erst wecken müssen.

Sie sprach, während Felix vor ihr stand, einzelne Worte, deren Zusammenhang der Lauschende kaum zu errathen vermochte. Am Ende schien es ihm jedoch, als sei er selbst mit unter den Gestalten ihres Traumes.

„— Er vollendet einen Brief an eine Freundin" — sagte sie — „ach! er verschwendet seine Liebe und Freundschaft und ahnt nichts von seiner ächtesten Freundin — Dir will ich es anvertrauen, denn Du kennst ihn und kennst mich.

Freilich wandelt er auch vor Dir noch verhüllt — Du wirst Staub sein, wenn sein Name glänzen wird — Du kennst ihn und kennst doch nicht seinen Namen — Bitte für mich — Du kannst es — Deine Tage sind gemessen — nütze sie auch für mich — kennst Du den Namen Jean Paul? Ich sah ihn mit goldnen, leuchtenden Lettern geschrieben, aber der Welt ist er noch durch einen Flor verborgen, so gut wie Dir — Du wirst Staub sein, wenn er der Welt glänzt — und auch ich" —

Mit einem Schrei, welcher dem Beobachter durch Mark und Bein drang, erwachte jetzt plötzlich die Träumerin.

Der Anblick des Mannes der auch im Traume vor ihr gestanden, mußte dazu beitragen oder war vielmehr die einzige Ursache, daß ihr mehr oder weniger klar vor der Seele blieb was sie geträumt hatte; denn sonst pflegte sie selten oder nie nach dem Erwachen irgendwie anzudeuten, daß auch im Wachen das Geträumte nachwirke.

In den ersten Augenblicken befand sie sich in sichtlicher Aufregung; bald aber schien sie sich dunkel bewußt zu werden, daß sie sich vor dem Fremden zum Theil verrathen haben müsse. Verwirrt senkte sie die Augen zu Boden, wie am vergangenen Abend, und bat Felix, sie allein zu lassen.

Er versuchte, sie durch einige tröstende und beruhigende Worte zu gewinnen. Er konnte nicht zweifeln, daß sie im Innern Vertrauen zu ihm empfände, allein sie vermochte diesem Vertrauen keine Worte zu geben, sie war nicht im Stande, es irgendwie zu äußern; eine unbezwingliche Scheu

hielt sie ab, auch nur eine seiner vorsichtigen und sehr gewählt ausgesprochenen Fragen zu beantworten, und er mußte endlich ihrer wiederholten Bitte nachgeben und sie verlassen.

War es ein leeres Spiel der Phantasie dieser Träumerin, welches ihn in ihre Träume verwebte, oder fand wirklich ein Zusammenhang zwischen ihrem beiderseitigen Geschick statt? Er kam zu der Ueberzeugung, daß er sich über den Zustand Mariens und die Ursachen desselben nicht sogleich Klarheit werde verschaffen können und darum beschloß er, sich von diesem Orte zu entfernen um bald wiederzukehren. Jetzt war er ein Fremder, bei der Wiederkehr aber mußte er ja als ein Bekannter erscheinen. Er wunderte sich über sich selbst, daß irgend etwas noch im Stande war, ihn so tief zu interessiren.

Als er den Laden verließ, traf er vor der Thür Mariens Mutter, von welcher er so raschen Abschied nahm, wie er ihn liebte.

Den Abschied vom Friedenstifter, welchem er noch mancherlei sagen wollte, mußte er auf den folgenden Morgen verschieben, denn der Mann war heute nicht mehr im Gasthofe zu finden. Wie gewöhnlich, sobald er baares Geld in der Tasche hatte, war derselbe auch an diesem Abend irgendanderswo mit seinen Seligkeitsstudien beschäftigt. Das Gasthaus blieb immer in dürrer Zeit seine Zuflucht, da der Wirth nothgedrungen, wenn er nicht das bereits Geborgte verlieren wollte, noch weiter kreditiren mußte. Am nächsten

Morgen konnte man jedoch mit größter Sicherheit auf die Rückkehr des Gastes rechnen, denn es verstand sich von selbst, daß bis dahin die wenigen Gulden verschwunden waren, zumal da er nicht gern einsam trank und, wenn er's vermochte, Andere zugleich mit bewirthete. Er verlangte dafür nichts als die gleiche Gefälligkeit von Andern. Er nahm, wo er fand, und that hin, wo's fehlte. Der Mann war, gleich Vielen, besonders deshalb schlecht, weil er „gut" war; freilich war er's zuerst und am meisten mit sich, und dann erst mit Andern.

Am hellen Morgen kehrte er erst nach Hause und es war gerade die schönste Gelegenheit für ihn, in seinem friedenstiftenden Berufe zu wirken. Der Hausknecht und ein Fuhrmann waren im Hofe in einem sehr heftigen Streite begriffen, der bereits zu einem Punkte gediehen war, wo sich voraussetzen ließ, daß Worte nicht lange mehr ausreichen würden. In diesem kritischen Augenblicke taumelte sehr schwerfällig und lebensatt der Friedenstifter in den Hof. Man sah, daß er in dieser Nacht für mehr als die wenigen, von Felix erhaltenen Gulden gelebt hatte. Das war auch natürlich. Er hatte in einer Anwandlung von Großmuth einem Wirth, bei dem er die nächtliche Orgie gefeiert, eine sehr alte Zeche bezahlt und der Rest seiner Kasse hatte dann freilich nicht weit gereicht. Aber da er nun schuldenfrei an dem Orte war, so würde er sich's für eine Schande angerechnet haben, wenn er fortgegangen wäre, ohne zuvor seinen Kredit erprobt zu haben. Wie sehr er denselben erprobt haben mußte, zeigte sein schwankender Gang und sein

Gesicht, welches jetzt keineswegs die vielgerühmte Seligkeit verkündete.

Er stand diesmal so sehr über den Parteien, daß er die Streitenden gar nicht bemerkte, und als ihn ein dritter Anwesender darauf aufmerksam machte und ihn zur gewohnten Vermittlung einlud, lallte er:

„Ei laß mich! mögen sie sich in des Henkers Namen die Köpfe einschlagen, mich soll's freuen!"

Mit diesen sehr unfriedlichen Worten wankte er nach einer Bank und stützte das schwere Haupt auf den nebenstehenden Tisch.

Die Streitenden hörten und sahen den kleinen Vorgang. Beide kannten den Friedenstifter sehr wohl; beide sahen einander an und mußten lachen und zwar um so herzlicher, je näher sie daran gewesen waren, einander jenen vom Friedenstifter bezeichneten Liebesdienst zu erweisen. Jetzt schüttelten sie einander in bester Laune, rasch versöhnt und verständigt, die Hände.

Der Friedenstifter, der zeither durch seine versöhnenden Worte stets Streit entzündet hatte, war zum ersten Mal aus der Rolle gefallen, und hatte Frieden gestiftet, während er das Gegentheil wollte. Diese Wundernachricht mußte sich schnell im Städtchen verbreiten und dies war dem Wirthe lieb, denn er konnte erwarten, daß sich nun sein Garten einige Tage lang mehr als gewöhnlich mit Gästen füllen würde.

Felix hatte die Absicht gehabt, an dem Manne noch einmal seine Beredsamkeit zu üben, um ihn zum Wohlver-

halten gegen die Seinigen zu bewegen. Allein heute ließ sich nichts mit ihm anfangen und Felix reiste ab, indem er dachte: „Ich Narr, das Schicksal verbessern wollen, heißt ja doch, leeres Stroh dreschen! Mag Alles gehn, wie es will und kann, wir sind doch nur Zuschauer und haben kein Recht als das eine, daß wir bei dem tollen oder langweiligen Schauspiel Beifall oder Mißfallen zeigen dürfen."

Viertes Kapitel.

Bis zu diesem Frühling war Jean Pauls äußere Lage eine höchst unerfreuliche gewesen. Fast durchweg vergebens hatte er sich an Journalisten und Buchhändler gewendet, um die Erzeugnisse seines Geistes zur Oeffentlichkeit zu bringen. Mancher Andere würde durch hundert fehlgeschlagene Hoffnungen und fruchtlose Mühen ermattet worden sein; Jean Paul aber erlag dem Mißgeschick nicht und jeder Plan schlug ihm nur fehl, um sogleich durch einen neuen Versuch wieder ersetzt zu werden. Er hatte, wie der Biograph sagt, „so von allen Seiten kalt zurückgestoßen zu einer Zeit wo die Wärme des innern Frühlings Blüthe an Blüthe hervortrieb, den Entschluß gefaßt, in ein größeres Werk die Ernte der erstern Jahre auszuschütten — einen Roman zu schreiben. Trotz alles äußern Mißgeschickes, das ihn nur um seiner armen Mutter willen schmerzte, deren Loos täglich schlimmer, deren Hoffnungen täglich geringer geworden; trotz der Unannehmlichkeiten und Hemmungen, die seine Lage mit sich

brachte, trotz der Ungewißheit, ob er je festen Boden in der literarischen Welt gewinnen würde, machte er sich an den Bau seiner „unsichtbaren Loge,“ und vollendete denselben bei ununterbrochener Thätigkeit im Verlauf nicht ganz eines Jahres, vom 15. März 1791 bis zum Schalttag 1792.“ Allein er war noch immer der unbekannte Richter, noch nicht Jean Paul und seit Monaten war nun bereits das Buch fertig, von einem Freunde geprüft und mit begeisterten Lobsprüchen begleitet, und doch war es noch Manuscript, denn es fehlte an dem Manne, der es zum Druck befördern wollte.

Trotz solcher Aussichten war Jean Paul keineswegs niedergeschlagen. Er wanderte, wie gewohnt, zur bestimmten Zeit nach Hof und war der muntere Gesellschafter unter Freunden und Freundinnen. Die Zeit, wo er mit diesen nicht beisammen sein konnte, suchte er durch Briefe zu kürzen und es sind deren viele aufbehalten geblieben, die ungefähr zeigen, welcher Art die Stimmung Jean Pauls und welcher Art die Personen waren, mit denen er umging. Dahin gehört das folgende Schreiben, welches er am letzten Maitag 1792 einer Freundin, die Helene genannt ist, sendete: —

„Hunderttausend Ideen fliegen mir jetzt durch den Kopf und doch paßt keine her. Es ist angenehmer, mit Ihnen nach Krötenhof [ein Lustort bei Hof] zu gehen, als Ihnen im hölzernen Palais zu schreiben. Unter mir wird jetzt gespult — neben mir gezwirnt — draußen gehämmert; und doch soll ich unter diesem Lärmen einen Brief machen, in dem ich, statt des Garnes, Gedanken spule und zwirne. — Das Beste ist noch, daß Sie Unrecht haben — nämlich im

Punkte, worüber wir neulich ein Treffen zu Lande lieferten, in welchem ich gegen Sie verfocht, daß die Frauenzimmer selten Recht hätten, Nonnen zu bleiben. — Ich werde in diesem närrischen Briefe unser neuliches Gespräch wiederholen und mir die Freiheit nehmen, Sie unter dem Namen Demokratin — weil Sie die Schutzgöttin für die Freiheit der Frauen sein wollen — und mich unter dem Namen Kaplan — weil ich in Ihrem Hause auch einmal Abends um 10 1/2 Uhr, dazu umgetauft worden — aufzuführen. Wir wollen beide unsre neulichen Wald- und Katheder-Rollen vergessen und uns weißmachen, wir gingen in Krötenhof neben der Demokratin und dem Kaplan her, und horchten ihnen hinter den Bäumen zu.

Die gute liebe Demokratin sagte: „Sollte ein Mädchen, das diesen Namen bis ins Alter bewahrt, die satirischen Pfeile verdienen, die aus jedem Mund und aus jedem Buchladen auf ein gutes Geschöpf abfliegen, das zu gut ist, andre fesseln zu wollen, oder sich fesseln zu lassen?“ — — Der Kaplan, der heute einen vergnügten Abend hatte, versetzte: „im Grunde verdienen alle Menschen, oder keiner, Satire: Denn wir haben alle mehr Thorheiten als Haare. Aber womit will sich Ihre gute Nonne vertheidigen?“ — „Mit Allem, und — (Dem. bedeckte sich halb wie die Sonne mit dem Abendroth eines Parasols) — ach, ins weibliche Herz sehen oft zu scheele Augen, und zu selten menschenfreundliche. Die menschenfreundlichen würden die Wunden darin finden, die jeder Tag hineinschneidet, und die Seufzer, die sich darin verschließen. Nicht blos den weiblichen

Körper, auch die weibliche Seele preßt eine ewige Schnürbrust; — wir gehen von einer Kette zur andern. — — — Lassen Sie mich das trübe Bild ausmalen, denn so weit ists wahr. Ja Sie haben Recht, die Vorurtheile, die für uns Blumen sind, werden für diese schönen Wesen Disteln — ihre Lehrer, ihre Gesellschaft, oft ihre Eltern zertreten die Paar Blumen, die sie sich etwa pflegen oder brechen wollen; — ihre Hände werden so viel wie ihre Köpfe beschäftigt; sie dürfen, statt der Füße, blos ihre Fächer bewegen, und ihnen wird nichts verziehen, am wenigsten ein Herz. — Aber wie wollen Sie mich widerlegen? Wer kann nun noch hart sein, und spotten, wenn Eine so bedrängt — von verwickelten Ketten, so gedrückt, nicht den Muth hat, das Beste und Weichste was sie noch hat, ihr Herz, in männliche Hände zu liefern, von denen sie nicht weiß, werden sie es erwärmen oder zerdrücken? werden sie es tragen oder martern? — was gibt es auf der Erde für eine gefährlichere Wahl als die, die nie gut zu machen ist, und die allen Tagen des Lebens, bis zum letzten, Kolorit ertheilt? Und kann sich eine nicht rechtfertigen, die der Wahl ausweicht, wenn sie ein schönes, bandenloses Leben unter Freundinnen, unter leichten Pflichten, unter wiederholten Jugendfreuden vor sich liegen sieht?" — „Machen Sie den Rahmen um Ihr Gemälde, versetzte der Kaplan, und vergessen Sie die nicht, die vielleicht den einmal fanden, an dessen Arm sie gleichwohl sich durch all diese Dornen gedrängt hätten, der aber vor ihnen auf ewig umsank, und unter jenen Dornen begraben wurde. In gewissen Jahren ist's schwer, zu vergessen was man liebt —

und noch schwerer zu ersetzen. Das zerrissene Herz tritt dann in die einsame Zelle zurück, und sucht höchstens noch Freundinnen." — „Sie sind also gar meiner Meinung?" fragte die Demokratin. — „Behüte der Himmel! Als Kaplan bin ich auf's Kopuliren aus." Beide standen auf der Anhöhe, wo man nach Krötenhof hin, und auf einen großen mit Wäldern und Wolken bedeckten Wall, hinübersieht — hier schlug der Kaplan die Arme auseinander und rief ins Freie: „gibt's in der weiten Welt eine, die eine Kaplänin sein will: hier steht der Kaplan! — Aber ernsthaft: ich und meine Kapläne haben hundert Gründe. Nach Ihrer Schilderung, und nach meiner, macht gerade das beste Mädchen den Finger krumm, an den man den Ehering zu stecken sucht; wir wollen aber zu diesem besten Mädchen in ihrem sechzigsten Jahre gehen, und sehen wie ihr ist, ohne den Ehering? . . . . recht schlecht ist ihrs — wir finden sie einsam, unbekannt, ohne Freunde (die ausgenommen, die nicht in ihr Herz, sondern in ihr Testament wollen,) ohne Freundinnen — denn die, aus den Juniusjahren der Jugend, haben ihr Herz zurückgezogen, und es ihren Kindern und Gatten gegeben — sie hat niemand, der sie liebt und sie kann, statt eines Mannes, blos eine Schooskatze pflegen, die nicht einmal so aufrichtig ist als er — statt der Kinder erzieht sie Kanarienvögel — statt des unaussprechlichen Verdienstes einer Mutter, die — wie Gott, kleine Adams und Evas auf der Erde einführt, und einer Hausfrau, die dem großen Adam, dem Mann, die Sorgen und Runzeln nimmt, hat sie blos das Verdienst sich selber zu lieben, und zu hassen;

große Langeweile und große Gebetbücher zu haben, und am ersten Feiertag allein zu essen, und an einem langen Wintertag keinem Menschen ihre Jugendfreuden erzählen zu können, als ihrer alten Magd. — — — Das gute Mädchen dachte freilich, sie bliebe das ganze Leben durch siebzehn Jahre alt, aber die Jugendgespielen stehen nun weit von ihr, auf einem andern Berg, und seit dreißig Jahren stattete nichts Jugendliches bei ihr eine Visite ab, als heute wir, die Demokratin und der Kaplan. Wenn wir fort sind, stirbt sie allein und unbeklagt, und unvermißt." — „Vielleicht doch! Beklagt von Armen, denen sie Brod, von Kindern, denen sie Erziehung gab — —" — „Wenn's nicht ihre eignen sind, (fiel der Kaplan ein,) geht's gar nicht: Erziehung armer Kinder ist ein bunter Maientraum; der Kandidat Sch. weiß es, der sich heuer auch verehlicht. Ueberhaupt ist das soviel, als wenn ich die Beichtkinder meiner Kaplänin stehen lasse, und dafür ganz fremde auf dem Kap aufsuchte und absolviren sollte. Wenn der Mann, der doch allen Henker zu machen hat, zum Beispiel: Bücher, Reisen um die Welt, Protokolle, Briefe, Predigten, Eroberungen, und der darüber keine Hochzeit machen kann, kaum zu entschuldigen ist: wie will's eine Frau, die weit mehr Zeit hat sich zu verloben und die erst am Traualtar ihre größern Verdienste und Kronszepter empfängt, um zu beherrschen. — — — Da ist schon Krötenhof, so sind wir gelaufen. Aber ich will Ihnen eine schriftliche Widerlegung schicken — „die vergessen Sie wieder," — hier steht sie ja, und ich sehe erst, daß ich der Kaplan selber bin. — Ich

habe eine Bitte an Sie, eh' ich dieses lange Gekritzel beschließe: — die erste ist, es zu verzeihen, besonders dessen Länge — die zweite, einen noch längern Brief zu schreiben — die dritte, es bald zu thun — die vierte, meine Hand, d. h. meine Buchstaben, für schön und nett zu halten — die fünfte, sechste, siebente, mich immer für den Kaplan zu halten, der unter allen Kaplänen am meisten ist: Dero gehorsamster, aber um eine halbe Seite entfernter und hier sitzender Diener und Freund

J. P. Fr. Richter."

Freilich zeigte er der großen Schaar jener Freunde nur den Scherz, dessen er fähig war, und nur wenige Erwählte durften auch einen Blick in sein Herz thuen, wenn Kummer und Schmerz darinnen wohnten. Aber die heitern lachenden Juniustage flößten ihm jetzt einen frischen Muth ein und er entschloß sich, noch einen Versuch zu wagen. „Moritz in Berlin war ihm als Verfasser des Anton Reiser nicht nur werth geworden, sondern hatte ihm damit die Hoffnung erweckt, derselbe würde, — in ihm eine gewisse Aehnlichkeit der Geistesrichtung erkennend, — sein Freund und Beförderer werden können." Es war ihm zu Vieles fehlgeschlagen, als daß er es ohne Zagen hätte wagen können, dem Hofrath Moritz in Berlin das Manuscript der „Unsichtbaren Loge," oder der „Mumien" zu übersenden. Indeß that er's am 7. Juni mit folgendem Briefe:

„Ich wollte, Sie hätten diese Seite schon hinuntergelesen, damit ich nicht erröthete über Ihr Erstaunen, beim Anblick des Volumens. Das schwarze Wachstuch umwickelt,

wie das Leben, eines Menschen Charakter, Freude, Schmerz, einen halbabgebrochenen Plan, kurz einen Roman; ich hätte beinahe geschrieben: einen Menschen. „Warum schickst du (muß ich mich fragen,) einen deutschen Roman — da diese durch generatio aequivoca erzeugte Gattung von literarischen Lesleichen einen Mann von Geschmack anekelt — einem Manne, den du so liebst, der dich so oft traurig gemacht, wenn er dir zeigte, was das Leben ist und der Mensch, der sich darin zerblättert; was der dünne spitze Augenblick ist, auf dem wir stehen und wie zwischen unserm kurzen Schlafe und Traum ein Erdball und zwischen den länger Schlafenden und Träumenden ein wenig Erde liegt.“ Man wird traurig, wenn man ein Buch endigt, weil man an Alles denkt, was man noch endigen werde — ich bin jetzt nicht heiter genug, um deutlich zu sein. Da ich Ihnen das Buch schicke, so würde ich die Meinung vergeblich zu verfehlen trachten, die ich von diesem habe und die mir nicht erlaubt, es, wie einen amputirten Louisdor, auf der Buchhändlerbörse circuliren zu lassen und es dem gefühllosen Tasten von geistigen Sklavenhändlern anzubieten, die ich nicht kenne. Es ist mir süß, wenn ich weiß, ich schicke es zu einem Herzen, das, seine Superiorität abgerechnet, dem ähnlich ist, unter dem jenes getragen und genährt worden. Fänden sie es nach dem Lesen desselben werth, von den Wenigen gelesen zu werden, die Ihnen ähnlich, so bitte ich Sie, ihm durch Ihr Urtheil oder durch einige Blätter, oder durch das Ganze eine merkantilische Hand zuzuwenden, die es aus der geschriebenen Welt in die gedruckte führe. — Um Ihnen das Lesen

des Ganzen zu ersparen oder zu erleichtern, wollt' ich Ihnen ein Inventarium der erträglichsten Stellen schicken; aber diese würden nichts taugen, wenn sie isolirt etwas taugten, und im Roman kann, wie im Himmel, nicht ein Luftsegment, sondern die Lufthalbkugel, die Täuschung des blauen Himmels geben. — Ich schrieb bisher nur Schriften, die einem Publikum nicht gefallen können, dem Kranz gefiel und das ebensoviel Geschmack als Gelehrsamkeit besitzt und das nicht einmal die Mythologie (ausgenommen seit einigen Jahren) versteht, die jede Pariser Dame so gut auswendig kann, wie die irdische Mythologie, den Almanach royal. — Da ich nicht weiß, ob Sie oder das Schicksal mir die Erlaubniß, an Sie zu schreiben, die ich mir mit zu vieler Zudringlichkeit genommen, jemals wieder geben werden, so trenn' ich mich von Ihnen, geliebter Freund, dessen Gange der Ideen ich so viel verdanke, wie seinen Ideen, und dessen Geschichte so viel, wie sein Danken lehrt, — mit allen den Wünschen, die in einem Leben, das eine Fortschreitung in halben Tönen ist, die einzig erleichternde Sprache des so oft hintergangenen liebenden Herzens sind. Die Wolke des Lebens ziehe langsam und schimmernd, und mit sanften Thränen über Ihr Haupt, und entblöße spät den Himmel, der auf der zweiten Welt liegt, die so weit im Hintergrunde ist, und kaum die Parallaxe einer Tertie hat. — Indem Sie auf dem steinigen und blitzenden Aetna des Lebens stehen, sei es Ihr Trost und meiner auch, daß wir darauf die Sonne schöner kommen sehen.

J. P. F. R."

Das Packet war aus dem Hause und auch Jean Paul litt es jetzt nicht mehr in diesem. Er mußte sein hoffnungsreiches schwellendes Herz, das ja bald durch eine neue Enttäuschung, herber als alle frühern, gebeugt werden konnte, hinaustragen in die sonnige Welt. Er nützte bald nachher einige freie Tage zu einer kleinen Reise, und sein Herz fühlte sich neu gehoben, während er durch die blühenden Felder hinwanderte. Was bisher noch halbbange Erwartung gewesen, ward ganz freudige Hoffnung und Zuversicht; die grüne Erde und der blaue Himmel ließen jetzt keine trüben Gedanken aufkommen, und wenn sich eine Thräne aus seinem Auge stahl, so gab sie, gleich dem Abendthau in diesen schönen Tagen, nur Erquickung, denn sie war ein Kind der Freude und der Begeisterung — und als er bei Freunden einsprach, wurde im engern Raume sein Herz nur desto weiter bei solcher Stimmung. —

Fünftes Kapitel.

Die Hoffnung war diesmal keine eitle gewesen. Als Jean Paul von seinem kleinen Ausflug heimkehrte, fand er folgende zwei Briefe vor:

„Berlin den 16. Juni 1792.

„Mit der nächsten Post schreib' ich Ihnen! Lassen Sie mich aber, mein Theuerster, Ihnen noch heute aus der ganzen Fülle der Empfindung sagen, daß, was ich in Ihrem Werke gelesen habe, mich entzückt hat! Der Ihrige, Moritz."

„Berlin den 19. Juni.

„Und wenn Sie am Ende der Welt wären, und müßt' ich hundert Stürme aushalten, um zu Ihnen zu kommen, so flieg' ich in Ihre Arme! Wo wohnen Sie? Wie heißen Sie? Wer sind Sie? Ihr Werk ist ein Juwel; es haftet mir, bis sein Urheber sich mir näher offenbart!" —

Jean Paul säumte nicht, zu antworten und schrieb an den Mann, der das Werkzeug werden sollte, seinem Geschick eine neue und schönere Richtung zu geben:

„Ihre zwei Blättchen, die ich, durch meine Abwesenheit, miteinander bekam, überfüllten mein zitterndes Herz mit Freude und Blut. Meine Fantasie that seitdem nichts, als Sie empfangen, Sie durch unsre Thäler führen, in alle metaphysische Schachte mit Ihnen fahren, und vor alle ästhetischen Perspektive treten. — Ich verbiete es ihr sonst, Freuden, die gewiß sind, im Voraus zu kredenzen, aber in solchen, die so ungewiß, darf sie schwelgen.

„O Theurer: Welche Freude macht mir Ihr Beifall und die Aehnlichkeit, die meine Seele vielleicht mit der Ihrigen hat! Sie sollten den thonigten böotischen Boden kennen, in den mich das Schicksal gepflanzt und gedrückt, die allgemeine Kälte um mich her, gegen Alles, was den Menschen über den Bürger hebt — denn hier versteht man unter dem Herzen, was der Prosektor darunter meint, den dicksten Muskel — und von den wenigen Freunden, in denen es höhere Bewegungen, als physische, hatte, stehen blos die Gräber neben mir. — — — Ich weiß recht gut, wie viel der Funke, der eine volle Mine berührt, sich vom Feuerglobus anzumaßen hat, den er aufjagt. Die mit allen Saiten der höhern Melodie bespannte Seele tönt nicht blos gleichen Seelen, sondern auch dissonirendem Geräusche nach. Kuhglocken wirken oft so harmonisch auf mich, wie Harmonikaglocken, aber es kam nicht von dem, was ich dabei hörte, sondern was ich dabei dachte. — Ich bin jener, dem vornehmen incognito abgelernten disciplina arcani und Plombirung des Namens feind; ein solches Sekretinsiegel auf

den unbedeutenden Namen ist blos eine unnütze Beleidigung. — Ihre Fragen kommen nach meiner Antwort. „Was ich bin?“ Nichts, sag' ich sonst; aber blos ein Zähler von Nichts bin ich. Bei meinem unbezwinglichen Hasse gegen alle Brodstudien trieb ich die drei Fakultätbrodstudien, aber als Unterabtheilungen der Philosophie und des Spaßes, dem ich verdanke, daß ich über den Sturmmonat des Gefühls unversehrt hinüberkam. Meine Anstrengungen zerfielen in Arbeiten für den Teufel u. s. w. und in einsiedlerisches Lesen. Ich blieb und bleibe bei meinem Verzichtthun auf alle Aemter, das ausgenommen, daß ich sieben Kinder als Mentor unterhalte, deren drei Eltern in den feurigen Ofen geworfen zu werden verdienen, weil sie eben so gut sind, als die drei Männer darin. Ich wüßte nicht, daß ich arm wäre, wenn ich nicht eine betagte Mutter hätte, die es nicht wissen sollte. Die Menschen= und Anverwandtenliebe ist noch das Einzige, was uns auf das zerstoßende Rad Fortunas flechten kann, indessen die großen Auen der Wissenschaft mit Bäumen der Erkenntniß, sammt ihren Früchten und Schatten und Blumen mit irrenden Düften vor uns liegen — ach, in einem Leben, das so bald durchflogen ist, ist jeder ein Narr, der mehr Mittel als Zweck hat, oder dem nicht jedes Mittel Endzweck ist. Freuen würde mich an meinem Buch ein Miniaturgehenk von Chodowiecky's Medaillons. Mit Sehnsucht denk' ich an die Zeit, wo ich Sie mit festern Armen, als denen des Traums, umfasse. Wir sehen einander bald, entweder in Hof oder Berlin. — An Ihr Herz schlag ein ebenso schönes — die Erinnerung hülle Ihr Sehnen in

einen transparent umwölkten Himmel ein, und Du Genius andrer Erden — gib ihm, was ihm diese versagt.

Jean Paul Friedrich Richter."

Diesem Briefe schickte Richter sogleich noch sein „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wutz in Auenthal" nach, welches er der unsichtbaren Loge beigefügt wünschte. „Ich überfalle Sie recht oft," schrieb er dabei, — „hier bring' ich schon wieder etwas getragen, eine Idylle, ein dessin à la plume von einem Geschöpf, dem der sinnliche Freudendünger die höhere Sonne vergütet. Auf Ihr Urtheil über seinen Werth oder seine Bogenzahl kommt es an, ob es dem Buch soll beigeleimt werden; aber die „sieben Worte" werden sich in jedem Fall dafür schicken. Ich werde selten eine Stunde haben, wo mein Herz so hoch schlug, wo mir fast alle Sinne so vergingen, wie in der Geburtsstunde jener sieben Worte. Ich brenne nach einer Antwort von meinem Freund, und bin ewig der Seinige — J. P. F. R."

Hier noch die Antwort auf diese Briefe, obwohl damit unsrer Erzählung um einige Wochen vorgegriffen wird:

„Ihr Buch, mein Theuerster, wird ganz nach Ihrem Wunsche gedruckt. Es ist uns unbezahlbar. Wir bitten Sie aber, als ein kleines Zeichen unserer Achtung hundert Dukaten von uns anzunehmen, wovon dreißig hierbei erfolgen, die übrigen siebzig aber sogleich nach Beendigung des Druckes entrichtet werden sollen. Der Verleger ist der hiesige Buchhändler, Herr Matzdorf, mit dessen Schwester ich seit wenigen Wochen verlobt bin, und in kurzem für immer verbunden sein werde. — Der Wutz' Geschichte verfaßt hat,

ist nicht sterblich! — Wir werden und müssen uns bald sehen! Ihnen sind hier mehr Herzen eröffnet, als Sie wissen und glauben. Ewig der Ihrige, Moritz." —

Die vorstehenden Briefe hätte der Leser auch anderwärts finden können, allein sie mußten hier wiederholt werden, weil sie die Lage und Stimmung Jean Pauls und die plötzliche Wendung seines Schicksals am besten charakterisiren.

Einen Brief ganz anderer Art fand Jean Paul ebenfalls vor, als er von jener kleinen Reise zurückkehrte. Es war ein Brief, der ihn tiefer bewegt hatte, denn irgend einer, den er bisher empfangen — er war um Antwort gebeten worden und hatte im ersten Drange des Gefühls diese Bitte gewähren wollen. Aber er ward ruhiger und dann zerriß er das begonnene Schreiben, denn der, durch seltsame Briefe in letzter Zeit erregte Argwohn erwachte aufs Neue und er scheute sich, noch einmal mystificirt zu werden.

Um diese Zeit erschien eines Nachmittags Felix plötzlich bei ihm, der nach der in den letzten Kapiteln erwähnten Wanderung wieder nach Hof zurückgekehrt war. Er kam nicht ohne besondern Grund, denn er wünschte sich zu unterrichten, ob Jean Paul noch in dem frühern Verhältniß zur Familie Günthersdorf stände. Aber es fügte sich, daß er unerwartet noch über eine andre Angelegenheit einen Aufschluß erhalten sollte.

Jean Paul hatte dem Gaste in der Freude seines Herzens den günstigen Erfolg seiner letzten Unternehmung mitgetheilt hinsichtlich der „Unsichtbaren Loge;" er erwähnte

auch seiner französirten Taufnamen Jean Paul, die er jetzt zu seiner schriftstellerischen Firma erlesen hatte.

Dieser Name rief dem Gaste die seltsame Marie, das Kind seiner Jugendfreundin, ins Gedächtniß — er gedachte der dunkeln Worte, mit denen sie im Traume den Namen Jean Paul begleitet hatte. Er sann darüber nach und hörte nur halb auf Alles, was ihm der Träger dieses Namens erzählte, dem die sichtbare Abwesenheit Felix nicht entging.

„Wo haben Sie den Namen her?" fragte der letztere endlich.

„Ei, bedarf es denn der Frage, woher Einer seinen Taufnamen hat?" entgegnete Jean Paul.

„Aber gerade diese beiden Namen, in dieser Zusammenstellung, dieser fremdartigen Form und zu solchem Zwecke — was hat Sie auf den Gedanken gebracht? Ist Ihnen bekannt, daß irgend ein Andrer bereits denselben Namen zu ähnlichem Zwecke erwählt hat?"

„Daß ich nicht wüßte. Und es sollte mir auch nicht lieb sein, denn dann müßt' ich eine neue Wahl treffen, so sehr mir die schon getroffene auch gefällt. Und nun erlauben Sie auch mir eine Frage: wie kommen Sie zu der Ihrigen?"

„Aus Neugierde!" sagte Felix. „Andre erlauben sich, zu träumen und im Traume Offenbarungen zu erhalten — warum sollt' ich mir nicht dieselbe Freiheit nehmen? Ich habe von Ihrem erwählten Namen geträumt und Sie können sich meine Ueberraschung vorstellen, als ich bemerke, daß ich geträumt habe, was wirklich ist. Ich sah im Traume

ein Mädchen, welches Sie Jean Paul nannte und Ihnen einen Lorbeerkranz auf die Stirn legte. Als sie es gethan, kniete sie wie anbetend vor Ihnen nieder — aber nun verschwamm mein Traumbild und ich konnte nichts weiter unterscheiden. Das Mädchen nannten Sie Marie, wenn ich mich recht entsinne" —

Jean Paul mußte sogleich jenes — von ihm nicht beantworteten — Briefes gedenken, welcher „Marie" unterzeichnet gewesen war. Von derselben Schreiberin war der jüngst empfangene, den er in seinem Mißtrauen ebensowenig beantwortet hatte. Jetzt glaubte er, diese Schreibereien hingen wieder mit einer Mystifikation zusammen, deren Anstifter kein andrer als Felix sein könne, und er war froh, der — vermuthlich fingirten — jungen Schreiberin die erbetene Erwiederung nicht gesendet zu haben. Immer wieder fragte er sich nun: was man mit ihm vorhaben könne und was man beabsichtige? Eines bloßen Scherzes konnte er Felix nicht für fähig halten und war seine Vermuthung richtig, so mußte es sich also jetzt um etwas Ernstes handeln.

Eifriger den je drang er nun wieder in den Gast, um eine Erklärung zu erlangen und er ahnte nicht, wie sehr Felix staunte, als derselbe einsah, daß Mariens Träume unmöglich ein leeres Phantasiespiel sein konnten. Dieses Staunen erreichte den höchsten Grad, als ihm Jean Paul — halb böse über das vermeintliche ewige Läugnen und Verstellen des Andern — endlich jene beiden von Marie erhaltenen Briefe vorlegte.

„Wären diese Papiere ächt und wirklich das, wofür sie sich ausgeben“ — sagte Jean Paul dabei, „so würd' ich sie immermehr einer dritten Person vor Augen gebracht haben.“ Er beobachtete sehr aufmerksam Felix' Gesicht, als dieser las, allein es ließ sich nichts darauf entdecken, was den gefaßten Argwohn hätte bestätigen können.

„Sie sahen das Mädchen in der That nie? kennen sie nicht und haben allein durch diese Blätter Kunde von ihr?“ fragte Felix, nachdem er gelesen.

„Gewiß nicht, und ich zweifle mit Grund, ob dies Mädchen wirklich existirt.“

Auf eine neue Frage betheuerte Jean Paul, daß er nie in jenem Städtchen, auch nicht einmal in der Gegend, die Marie selbst nie verlassen hatte, gewesen war.

„Aber Ihnen ist dieses wirkliche oder erdichtete Wesen bekannt“ — bemerkte er weiter; — „denn Sie erwähnten ihrer vorhin, ohne den leisesten Anlaß von meiner Seite. Auch Sie sprachen von einem Traume — was bedeutet dieser Scherz?“

„Auf mein Wort, ich scherzte nicht! und nachdem ich diese Blätter gelesen und Ihre Versicherung gehört, ist mir's, als wär' ich noch jetzt im Traume. Ich weiß in der That weiter nichts, als was ich geträumt habe und bin über die seltsame Geschichte durchaus im Dunkeln. Und warum haben Sie diese Briefe, die es doch wahrlich eher als hundert andre verdient hätten, nicht beantwortet? Ich bitte Sie dringend, seien Sie aufrichtig; — Ist Ihnen die Schreiberin wirklich so ganz fremd, daß Sie Alles Ernstes zweifeln, ob

dieselbe existirt? Wenn man geträumt hat wie ich, so kann einen die Sache schon interessiren!"

Er wollte dies, was er selbst von Marie gesehn und gehört, Jean Paul nicht verrathen und nahm sich fest vor, wenigstens vorläufig über seine Bekanntschaft mit der Schwärmerin zu schweigen. Jean Pauls Benehmen überzeugte ihn übrigens bald, daß derselbe die volle Wahrheit sprach.

Kam Jean Paul nicht ganz zu derselben Ueberzeugnng hinsichtlich seines Gastes, so gelang es diesem doch das Mißtrauen insoweit bei jenem zu beschwichtigen, daß er sich auf ruhige Erörterung des Gegenstandes einließ. Felix tadelte das Schweigen, welches der Empfänger der Briefe beobachtet hatte, da zumal der letzte, welcher voll Gluth und Begeisterung geschrieben war, mehr Berücksichtiguug verdient hätte. Er drang in Jean Paul, jener Marie sofort — versteht sich in angemessener Weise — zu schreiben und hätte gern das Versprechen der Erfüllung dieser Bitte vernommen. Zwar wurde diese nicht förmlich abgeschlagen; indeß behielt Jean Paul doch näherer Ueberlegung vor, was er thun würde.

Mit Charlotten war der Letztere zeither zwar öfters, nicht aber in deren Wohnung und im Beisein ihrer Verwandten, sondern in andern befreundeten Kreisen zusammengekommen; daher konnte Felix hier nichts über die Günthersdorfs erfahren.

Mit Agnes hatte er während seiner Abwesenheit zwar einige Briefe gewechselt, doch genügten diese nicht, um ihn von allen Umständen in Kenntniß zu setzen. In Hof, wo

er am vorigen Tage erst angelangt, hatte er mit noch niemand gesprochen.

Jetzt schied er, in besserem Einvernehmen als früher, von Jean Paul, welcher ihm Grüße an einige Freunde in Hof übertrug und den Wunsch aussprach, recht bald selbst wieder mit ihm zusammen zu treffen. Auch für Charlotten nahm Felix einen Gruß mit, als er Schwarzenbach verließ und sich, wie immer von seinem Wolf begleitet, wieder auf den Weg nach Hof begab.

„Schöne Zeit, — wenn es überhaupt schöne Zeit gibt! — die ich verliere," sagte er unterwegs zu sich selbst, „indem ich mich mit einer Masse von Erbärmlichkeiten der Menschen befasse. Was kümmere ich mich darum? bin ich verwandelt? Ach, Wolf, hätten wir nur erst unsere Einsamkeit wieder!" —

Sechstes Kapitel.

Seit Jahr und Tag hatten sich die beiderseitigen Verhältnisse der Familien Schwarzenbach und Günthersdorf wesentlich verändert. Wo sonst Glück und Zufriedenheit wohnten, waren jetzt die Trauer und Sorge beständige Hausgenossen geworden, während Glück, Freude und Uebermuth dort eingekehrt war, wo früher nur Mißgeschick gehaust hatte. Die ganze Umwandlung war hier durch den Verlust eines Kindes, dort durch die Geburt eines Kindes bewirkt worden.

Herr von Schwarzenbach konnte jetzt das ererbte Gut nicht mehr als sein Eigenthum betrachten, wenn gleich der Zeitpunkt, wo er es abtreten mußte, noch fast um zwei Jahre entfernt lag. Da er kein Vermögen außerdem besaß, so begann unter solchen Umständen seine Lage allerdings bedenklich zu werden.

Ganz anders sah es dagegen im Hause des Herrn von Günthersdorf aus. Er betrachtete sich, und, dem Testament

zufolge, mit gutem Grund, bereits als Besitzer jenes Gutes und konnte er für den Augenblick die Einkünfte desselben auch noch nicht unmittelbar ziehen, so besaß er nunmehr doch Kredit genug, um sich von aller Verlegenheit frei zu fühlen. Einen Haltpunkt hatten die Schwarzenbachs allerdings noch und derselbe machte den Gegnern einige Sorge, denn in Folge desselben konnten sie, sobald es zum Prozesse kam, wenigstens auf die Hälfte des erwarteten Vermögens beschränkt werden. Es fehlte nämlich der Beweis, daß das letztgeborne Kind des Herrn von Schwarzenbach todt sei. Dasselbe konnte von Landstreichern, von reisenden Seiltänzern oder ähnlichen Gauklern geraubt sein, ein Fall, der in jener Zeit nicht selten vorkam. Jedenfalls konnte es noch am Leben sein und so lange man den Beweis des Gegentheils nicht führen konnte, hatte man bloß halb gewonnen, die Gegner nur halb verloren. Ein Notenwechsel, wie zwischen feindlichen Mächten, hatte in der letzeren Zeit zwischen den beiden Parteien stattgefunden und es hatte sich dabei gezeigt, daß Schwarzenbach seiner Zeit auf jenen Beweis bestehen werde.

Frau Agnes war einsichtsvoll genug, um die Wichtigkeit dieses Punktes zu begreifen; allein seit den letzten zwölf Monaten betrachtete sie ihr Glück wie einen Felsen, der gar nicht mehr wanken konnte. All ihre Tugenden, die wir bereits zum großen Theil erwähnt haben, hatten sich seitdem vervollkommnet und gesteigert. Sie zeigte ein edles, erhabnes Selbstgefühl und die Mutter der Gracchen würde neben ihr eine sehr unansehnliche Rolle gespielt haben. Ihr Söhnchen, welches nun bereits über ein Jahr alt war, war für

dieses Alter außerordentlich entwickelt, kräftig und das schönste Kind, welches man nur sehen konnte. Freilich bemerkten fast Alle, die es bewunderten, daß sich in dem hübschen Gesichtchen auch nicht die leiseste Aehnlichkeit mit dem Herrn von Güntherssdorf offenbaren wollte. Frau Agnes gab den Leuten stets die Versicherung, daß sich diese Aehnlichkeit später entwickeln werde; allein sie gab diese Versicherung in einem Tone, daß man merken konnte, sie glaubte selbst nicht daran und es sei ihr gleichgiltig, ob Andre daran glauben wollten oder nicht.

Im Uebrigen war sie sehr zufrieden, wie sich denken läßt. Sie sah sich eine unabhängige, sorgenfreie und jedenfalls behagliche Zukunft gesichert, mochten sich die Umstände der Gegner auch gestalten wie sie nur wollten. Sie sah sich beneidet, sie hatte die Genugthuung, viele ungläubige Herzen zum Glauben gezwungen zu haben; — daß sie unter dem Schein ihres Mutterglücks in manchen Stunden eine gewisse unbehagliche wo nicht fürchterliche Leere empfinden mußte — o, sie kannte tausend Mittel, diese Leere und Unbehaglichktit rasch zu bannen, und überreich fühlte sie sich ja ohnehin schon durch das süße Bewußtsein entschädigt, vor der Welt über die Feindinn glänzend triumphirt zu haben. Vor der Welt! — In Wahrheit konnte Agnes über die edle Frau von Schwarzenbach, trotz des Kummers und Mißgeschicks der letztern, nie triumphiren. Wie vieles ist vor der Welt schön und vortrefflich und groß, was ins Bereich der Nichtigkeit gehört; — hätte die triumphirende Agnes einen Blick in das Innere der gebeugten unglücklichen Feindin

thun können, sie würde dann vielleicht den stolzen Blick niederschlagen und die Feindin mehr denn je zuvor beneidet haben.

Herr und Frau von Güntherodorf, die sonst sehr wenig mit einander zu verkehren gewohnt waren und nur seit dem beiderseitigen Glückswechsel öfters in der gemeinschaftlichen wichtigen Geschäftsangelegenheit gemeinsame Berathung gepflogen hatten, mühten sich zeither vergebens, ein gutes Auskunftsmittel zu entdecken, um die letzte Möglichkeit des halben Sieges den Gegnern vollends zu vernichten. Herr von Schwarzenbach hatte seine Gemahlin soeben verlassen, nachdem er ihr die Sachlage sehr eindringlich zu Gemüthe geführt und ihr Herz damit ziemlich beschwert hatte.

Sie strengte sich an, einen Ausweg zu entdecken, als unerwartet der lange nicht gesehene Felix angemeldet wurde. Sie täuschte sich nicht, wenn sie von diesem Trost erwartete.

„Sie haben nicht das mindeste zu fürchten, der vollständige Sieg bleibt Ihnen gewiß," sagte Felix; „denn ich kann Ihnen die bestimmte Versicherung geben, daß ich im entscheidenden Augenblick den Beweis vom wirklich erfolgten Tode jenes Kindes geben werde. Fragen Sie nicht, wie mir das möglich sein wird; genug, es wird geschehn."

Frau Agnes hatte demnach, wie es schien, vollkommen recht, wenn sie sich mit sicherm Vertrauen bisher auf ihr gutes Glück verlassen hatte. Sie konnte nicht zweifeln, daß Felix sein soeben gegebenes Versprechen halten würde, denn er hatte ja freiwillig und unaufgefordert bereits so viel

gethan. Und wenn man nach jener Seite aller Besorgniß überhoben war, so fehlte ja nichts zum vollständigen Glück.

Es war ihr nicht unangenehm, als Felix jetzt äußerte, er wünsche einen Gegendienst, um den er sie bitten wollte; sie sah doch endlich, daß der Mann auch seine eignen Absichten hätte und nicht, wie ein Wahnsinniger, ohne Motive handelte. Und als er seinen Wunsch aussprach und sie vernahm, daß er nichts weniger als ein Opfer verlangte, freute sie sich sogar.

Felix Bitte bestand darin, daß Frau Agnes Alles, was in ihren Kräften stände, aufbieten möge, um das nur erst lose geknüpfte Verhältniß zwischen ihrer Schwester und Jean Paul aufzulösen. Er sagte nicht, warum er diesen Wunsch hegte und Frau Agnes zeigte auch keine Neugier. Obwohl sie selbst den nämlichen Wunsch theilte, so hielt sie es doch der Klugheit angemessen, jenen nichts davon merken zu lassen. Er sollte in dem Wahne stehn, als habe er wirklich eine schwer zu erfüllende Bitte gethan, und müsse daher die Gewährung um so höher anschlagen.

Agnes stellte sich anfangs betroffen und unangenehm überrascht; dann aber ließ sie — zumal da sie bei Jenem die redlichsten Gründe voraussetzen könne — die Macht der Dankbarkeit walten und erklärte sich bereit, den Frieden zwischen dem jungen Paar so rasch und gründlich als nur möglich zu untergraben. Der Bittende verfehlte nicht, ihr einige gute Rathschläge an die Hand zu geben, wie sich die Trennung am leichtesten werde herbeiführen lassen; aber Frau Agnes bedurfte solcher Rathschläge gar nicht.

Nun hatte Felix noch die Absicht, auch dem Gemahl seiner liebenswürdigen Freundin Trost und Rath zu bringen und es fügte sich so glücklich, daß Herr von Günthersdorf gerade zu dieser Stunde daheim war. Man konnte ihn sonst selten in seiner Wohnung antreffen.

Auch ihn beruhigte er auf dieselbe Weise, wie Agnes. Dann aber bemerkte er:

„So sicher Sie sich auch von dieser Seite halten können, so bleibt noch eine andre nicht minder große Gefahr, an die Sie vielleicht noch gar nicht gedacht haben."

„Und die wäre?"

Felix beantwortete diese Frage ohne langes Vorwort auf eine Weise, welche bewies, daß er nicht gesonnen war, vor dem Herrn von Günthersdorf eine besondere Achtung an den Tag zu legen.

„Ihre Gemahlin," sagte er, „ist so liebenswürdig, daß ich nicht glauben kann, es werde jemand fähig sein, einen boshaften Streich gegen sie zu spielen" —

„Und wer könnte das wollen?"

„Niemand, wie ich glaube, und gewiß derjenige am allerwenigsten, welcher von jener Liebenswürdigkeit am meisten bezaubert worden ist."

„Ich! wie sollt' ich dazu kommen, meiner Frau etwas zu Leide zu thun! Wir leben im besten Einverständniß." —

„Ei," fuhr Felix fort, „ich sprach ja nicht von Ihnen, sondern von dem, der jedenfalls der größte Verehrer der holden Frau war und noch ist."

„Ich verstehe Sie nicht. Können Sie voraussetzen, daß ein Fremder meine Frau höher geschätzt habe, als ich selbst?"

„Kein Fremder, das wäre kaum möglich. Ich spreche vielmehr vom Vater ihres Kindes."

„Mich dünkt, Sie sprechen immer unverständlicher. Ist Ihre Absicht zu scherzen, so wählen Sie den Gegenstand so unpassend, daß ich bitten muß, eine neue Wahl zu treffen," sagte Güntersdorf, welcher wirklich in dem guten Glauben stand, als sei es sein eignes Kind, dem er die Verbesserung seiner Lage verdankte.

„Ich scherze keineswegs, Herr von Güntersdorf!" sagte Felix. „Eh' ich jedoch weiter spreche, muß ich Sie bitten, ruhig zu Ende zu hören, was ich sagen will. Hinterdrein werden Sie noch Zeit genug haben, sich zu erzürnen, wofern sie dies rathsam finden. Im Voraus geb' ich Ihnen indeß die Versicherung, daß ich die volle Wahrheit sage; beherzigen Sie meine Worte wohl, denn davon kann Ihr künftiges Glück abhängen. Ich wiederhole Ihnen: der Vater jenes Kindes kann Ihr Glück untergraben, sobald es ihm einfallen sollte, aufzutreten und die Sache aufzuklären — Sie staunen darüber, wie ich sehe? nun, ich sage die Wahrheit und sie ist leicht faßlich; Sie sind zeither, scheint es, in einem vielleicht sehr natürlichen Irrthum befangen gewesen. Allein wie wollen sie einem möglichen Streiche der angedeuteten Person, die Sie nicht einmal zu kennen scheinen, vorbeugen?"

Man sah es Herrn von Günthersdorf an, daß er einigermaßen in Harnisch gerathen war. Aber er hielt

seinen Zorn noch zurück und sagte nur: „Erklären Sie sich deutlicher.“

„Ich weiß sehr wohl, daß Ihre Gemahlin mit ihren Freunden, insbesondre mit dem betreffenden Freunde, viel gebriefwechselt hat; vielleicht bewahrt sie noch inhaltreiche Briefe — suchen Sie diese zu erlangen und Sie werden alles Gesagte erklärt und bestätigt finden.“

Der Gemahl erinnerte sich des frühern Fundes in Agnesens Schreibtisch und die jetzige Hindeutung machte ihn so betroffen, daß er das Schlimmste sofort glaubte, nicht weiter nachdachte und den Gast nur noch um tröstliche Auskunft über das bitten konnte, was zu thun sei.

„Gern will ich Ihnen dienen und ich bin es glücklicher Weise auch im Stande,“ sagte Felix. „Der schlimmste Fall wird nicht eintreten können, so lang' ich für Sie thätig bin. Vor allen Dingen aber ist nöthig, daß Sie das Kind aus Ihrem Hause entfernen, um es anderwärts erziehen zu lassen. Ich weiß, daß Frau Agnes dem aufs heftigste widersprechen wird; Sie werden jedoch Alles aufbieten, bis sie einwilligt, und alsdann geben Sie mir Nachricht.“

Felix gab noch manche Andeutung, wie gefährlich es sein werde, wenn man seinem Rathe nicht folgte und er nahm endlich das feste Versprechen Günthersdorf's mit hinweg, seine Vorschriften auf's Genaueste erfüllen zu wollen.

Als Günthersdorf allein war, ward ihm — weitgefehlt, daß er sein schnelles Nachgeben hätte bereuen und der Sache gründlicher nachdenken sollen — vielmehr alles erst recht glaubhaft, was ihm der Hausfreund gesagt hatte. Er

fühlte einen gewaltigen Haß gegen Agnes und gegen das Kind in sich erwachen, ebenso gegen den unbekannten Fremdling, dessen Felix gedachte. Der erzürnte Herr dachte gar nicht daran, daß er jenem Unbekannten im Grunde sein jetziges Glück verdankte. Sein Haß und Zorn stieg von Minute zu Minute und im höchsten Grade aufgeregt eilte er nach dem Zimmer seiner Gemahlin.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Es gibt Leute, die sich gern den Anschein geben, als kümmerten sie sich um nichts auf der Welt, als verachteten sie all die kleinen und großen Angelegenheiten des Lebens, und die gleichwohl eine ungemeine Geschäftigkeit entwickeln und den Trieb haben, sich wo möglich in Alles zu mischen und gern die Hand überall im Spiele haben. Für einen solchen Menschen hielt Jean Paul den unsteten Felix und er hatte vielleicht nicht ganz unrecht. Felix redete sich selbst ein, daß er Alles so viel wie möglich verachtete, was ihn umgab; und gleichwohl achtete er, wenn man seiner Handlungsweise nach urtheilen wollte, Alles weit mehr, als seine eigne Person. Für letztere that er so gut wie gar nichts, und die einzige Mühe, die er sich um sich selbst machte, bestand im Grunde nur darin, daß er sich geflissentlich vernachlässigte. Für Andre war er dagegen oft gerade dann am thätigsten, wenn er deren Angelegenheiten wie überhaupt alles Aeußere ganz und gar zu übersehen und zu ignoriren

vorgab. Kalt, ruhig und ohne den Ausdruck seines düstern Gesichts im geringsten zu ändern reichte er dem Bettler seine Gabe, und daher kam es, daß der Empfänger, obwohl er hier auf einmal zehnfach mehr erhielt als von zehn andern freundlichern Gebern, doch um zehn Grad minder dankbar mit dem Empfangenen fortging. Die meisten Bedürftigen, so lang' ihnen das Betteln noch nicht zum Handwerk geworden, schämen sich, eine Gabe zu erhalten; bei Felix war's umgekehrt, er schämte sich gewöhnlich im Stillen dem Bettler gegenüber, was leider wenige unsrer Besitzenden begreifen werden; aber es war dies keine falsche Scham.

Jedem, der ihn beobachtete, ging es wie Jean Paul: man hielt ihn für einen müßigen Menschen, der aus Langerweile sich um Andrer Angelegenheiten kümmerte. Die Liebe ist in der That so selten auf der Welt, daß man nicht leicht einem Menschen Aufopferung zutraut; man ist zu sehr gewohnt, die „Leute" (Menschen gibt's in Wahrheit wenig) nur für sich selbst sorgen zu sehen und hält es daher für unmöglich, daß einer seine Freude darin finden könnte, nur für Andre zu sorgen. Wehe jedem, der es ruchbar werden läßt, daß er wirklich mehr das Wohl des Ganzen als sein eignes im Auge hat! er wird geächtet und der Egoisten Phalanx zieht gegen ihn zu Felde, denn sie fürchten jedes derartige Beispiel, welches die bestehende Unordnung stören könnte. Daher die Verfolgung aller Reformatoren in jedem Jahrhundert, daher heutigen Tags das Geschrei gegen Kommunisten.

Allein Felix bereitete mit seiner Geschäftigkeit den betreffenden Personen nicht immer Freude, und das Traurige war, daß er am meisten denjenigen half, die es nicht verdienten, während er für die Bessern Unkraut säete. Er hatte sich viele Mühe gegeben, um einen Bruch zwischen Jean Paul und der jungen Freundin desselben herbeizuführen und wählte zu diesem Zweck seine Werkzeuge sehr gut. Frau Agnes besonders ließ es sich sehr angelegen sein, den Wunsch des gefälligen Mannes zu erfüllen und versäumte keine Gelegenheit, ihre Schwester gegen den Freund einzunehmen.

Es zeigte sich indeß bald, daß dies schwerer auszuführen war, als man erwartet hatte und als Felix sich eines Tages wieder bei der Frau von Güntherdorf einfand, gestand ihm diese, daß all ihre bisherigen Versuche fruchtlos gewesen. Felix empfahl ihr Klugheit und rieth ihr, sich vor Allem zu hüten, der Schwester die Absicht merken zu lassen. „Man vermag jemand weit leichter durch Lob als durch Tadel anzuschwärzen!“ sagte er und Frau Agnes schämte sich, daß sie — daran noch nicht gedacht hatte. Das Manöver liegt so nahe! Tadelt man jemand, so sieht jeder Zuhörer die Absicht, daß man tadeln will, und damit sind die Worte zur Hälfte entkräftet; welch köstliches Hilfsmittel ist dagegen die Form des Lobes, wenn man den Stoff des hämischen Tadels darein gießt! Die „deutsche Biederkeit“ hat sich längst mit diesem Hilfsmittel vermählt, und doch hatte Frau Agnes, wenigstens in diesem Falle, noch nicht daran gedacht.

„Sie können versichert sein, daß ich das Beste Aller will," sagte Felix.

„Gewiß," bemerkte Frau Agnes beipflichtend, denn sie verstand den Sprachgebrauch der Weltleute, vor welchen jene Worte bedeuteten: das Schlechteste Aller außer mir.

„Und Sie wissen daher auch," fuhr Felix fort, „daß ich sehr gute und triftige Gründe haben muß, um die jungen Leute auseinander zu bringen. Ich will Beider Glück."

Seit er der Dame den betreffenden Wunsch zum ersten Mal ausgesprochen, waren bereits wieder einige Monate verflossen und während dieser Zeit hatten sich jene, die man zu trennen suchte, nur immer inniger mit einander befreundet. Es war folglich an der Zeit, daß man ein neues noch unversuchtes Verfahren einschlug.

Als er im Begriff war, die Dame zu verlassen, trat deren Schwester ins Zimmer und Felix nahm sofort die Reste dessen in Gesicht und Stimme zusammen, was ihn vor Jahren zum liebenswürdigen Manne gemacht hatte. Er äußerte im freundlichsten Tone, daß er heut einen Spaziergang nach Schwarzenbach beabsichtige.

„Leider sieht mein Aeußeres dem beflügelten Götterboten wenig ähnlich," sagte er in der Sprache jener Zeit; „aber in Ermangelung des Gottes ist vielleicht ein bereitwilliger und flinker Wandrer gut genug, um eine Botschaft zu übernehmen. Hoffentlich verschmäht die liebenswürdige Charlotte den Dienst eines armen Irdischen nicht" —

„Sie gehen nach Schwarzenbach!" rief sie. „O,

hätt' ich es eher gewußt, so sollten Sie eine schriftliche Botschaft erhalten haben — jetzt ist es zu spät" —

„Doch nicht zu einer mündlichen — aber diese können Sie mir unmöglich anvertrauen, wenn Sie mir auch die Ehre geben wollten. Es wäre Schade um die holdseligen Worte, deren Zauber durch mich zerstört werden müßte."

„Grüßen Sie nur, was wir von Freunden in Schwarzenbach haben, und sagen Sie, die Freunde müßten den Gruß nur mündlich und persönlich, aber schon morgen erwiedern."

„Die kleine Närrin mit ihrem Plural!" sagte Frau Agnes. „Wer sind denn die Freunde alle?"

„Ei, das ist erstens der Jean Paul, zweitens sein Humor, drittens sein Witz, viertens sein gutes Herz, fünftens der blaue Himmel über Schwarzenbach, sechstens der große Birnbaum vor seinem Fenster" —

„Der kann den Gruß nicht selber erwiedern, Mädchen" —

„Doch, doch er wird's schon und Jean Paul bringt alle mit einander mit, wenn er kommt!" sagte sie, aus dem Zimmer hüpfend.

Auch Felix ging nun, hielt aber, bevor er Hof verließ, insgeheim noch eine Unterredung mit dem Herrn von Günthersdorf, den er keineswegs in so heiterer Stimmung als die Damen zurückließ.

Eine halbe Stunde später wanderte er auf der Straße nach Schwarzenbach.

„Du mußt mir's ansehn, Wolf," sagte er zu dem Hunde, „daß ich einen gar schönen Gruß zu tragen habe.

Es thut mir leid darum, aber das Beste davon muß ich doch über Bord werfen, um leichter zu wandern." —

Es war im Grunde nur zweierlei, was ihn heut zu Jean Paul führte. Er wollte diesen, da er, wie er wußte, die Bitte der kleinen Marie noch immer nicht erfüllt hatte, jedenfalls diesmal zu einer Antwort vermögen, und dann hatte er sich auch noch vorgenommen, sich sogleich ein Briefchen für Charlotten anvertrauen zu lassen, denn er wollte noch am nämlichen Tage wieder nach Hof zurückkehren.

„Ich sorge mehr für Sie, als Sie glauben," sagte er zu dem jungen Freunde, als er nach kurzer Wanderung bei demselben eintrat. „Ich bringe Ihnen einen Gruß von derjenigen, von der er Ihnen am liebsten ist, aber ohne ausdrückliche Bitte hätt' ich den Gruß nicht bringen können. Man wollt' ihn meiner schlechten Person nicht anvertrauen."

„Vielleicht weil man Ihnen nicht recht traut. Sie stehen zu gut angeschrieben bei Frau Agnes, während mein Kredit bei dieser Dame seit einiger Zeit sehr gesunken zu sein scheint," sagte Jean Paul.

„Das ist nun ein Irrthum, den ich gar zu gern beseitigen möchte," entgegnete Felix, der da schon eine Frucht von Agnesens unklugem Verfahren bemerkte. „Ich muß Ihnen gestehn, daß unter den beiden Grüßen, die ich Ihnen bringe, der von Frau Agnes gerade am herzlichsten klingt. Hätt' ich nur die Gabe, Alles so schön wiederzugeben. Sie haben Ihr goldenes Schicksal zu preisen, welches Sie von allen Seiten mit Wohlwollen überschüttet — und Sie

haben in Ihrem Glück nicht einmal Mitleid mit denen, die minder begünstigt sind."

„Was soll diese Andeutung?"

„Sie soll einem Vorwurfe, den ich Ihnen zu machen habe, zur Einleitung dienen," fuhr Felix fort. „Ich will Ihnen nur gestehn, daß ich ganz besonders in der Absicht hierherkomme, um Sie darüber zur Rede zu setzen, daß sie jener unbekannten Freundin, der kleinen Schwärmerin Marie, noch immer kein Trostwort geschickt haben. Denn Sie haben es doch nicht gethan?"

„Nein, und ich habe noch heute Abneigung dagegen."

„Besiegen Sie diese Abneigung diesmal. Ich werde Sie so lange bestürmen, bis ich den Brief in Händen habe, denn ich habe mir vorgenommen, ihn selber zur Post zu tragen, um gewiß zu sein, daß Sie ihn nicht wieder vernichten. Was mag das arme Kind in der langen Zeit gelitten haben! Werfen Sie noch einen Blick in die beiden Briefe, die Sie hoffentlich noch besitzen — dann werden Sie gewiß sogleich schreiben. Der Himmel weiß, wie es kommt, aber der Gedanke an diese Marie verläßt mich nicht und in jedem Traume seh' ich die Arme, wie sie leidet, wie sie sich nach dem lindernden Thau eines Freundeswortes sehnt und sich abhärmt."

„Aber Sie haben doch recht!" rief Jean Paul. „Ein Paar Worte und damit gut, denn hoffentlich wird Sie damit zufrieden sein."

Er schrieb und ließ die wenigen Zeilen dem Andern überlesen, der sich ganz einverstanden damit erklärte. Auch

der Wunsch Felix', den Brief zur Bestellung zu erhalten, ward erfüllt.

Weniger Ueberredung kostete es, auch ein Schreiben für Charlotten zu erhalten und Jean Paul schrieb dasselbe sogleich, als er hörte, daß der eifrige Wandrer noch heute damit zurückgehen wollte. Dies obwohl flüchtige Briefchen ward natürlich länger und inhaltreicher als jenes an Marie, wenn es auch den Boten weit weniger interessirte als das letztere. Da er dies für die wunderliche Schwärmerin bestimmte einmal in der Tasche hatte, sah er keinen Zweck, um sich noch länger hier aufzuhalten. Auch mußte er eilen, wenn er noch zu passender Stunde, um die Botschaft auszurichten, nach Hof gelangen wollte.

Zweites Kapitel.

Es war am Schlusse des vorigen Buches, als sich Herr von Günthersdorf, nachdem er von Felix allerlei fatale Eröffnungen erhalten, in sehr unfreundlicher Absicht nach dem Zimmer seiner ebenso liebenswürdigen als schuldlosen Gemahlin verfügt hatte. Wir haben die Scene, welche dort erfolgte, nicht geschildert und müssen nur nochmals erinnern, daß seit jener Zeit einige Monate verflossen sind. Uebrigens erreichte auch damals der in hohem Grade aufgebrachte Herr seine Absicht so gut wie gar nicht, denn der Zufall fügte es für Frau Agnes (der die unheilverkündenden Wolken auf der Stirn des Eintretenden allerdings nicht entgingen) so günstig, daß sie sich sogleich auf verschiedene Dinge besann, derenwillen sie ihn sehr sanft und mit Thränen zur Rede setzte, so daß der Betroffene auch in diesem Fall nur damit zu thun hatte, sich selber zu entschuldigen, und gar nicht dazu gelangte, seine schweren Anklagen zu erheben. Er beschränkte sich daher nur darauf, die Entfernung des Kindes

zu verlangen, wozu ihn, wie er der höchlich staunenden Agnes sagte, äußerste wichtige, für Aller Wohl und Weh sehr bedeutsame Gründe bestimmten.

Agnes verlangte diese Gründe sogleich zu hören, allein der Gemahl behauptete in diesem Punkte ein hartnäckiges Schweigen und beharrte nur bei seinem Verlangen.

Agnes dagegen betheuerte, daß ihr Mutterherz dessen nimmer fähig sein würde, sollte auch Himmel und Erde darüber zu Grunde gehen. Und sie blieb fest, mochte sich der Gemahl auch gebehrden wie er wollte. Sehr oft seit jenem Tage hatte er sie in derselben Angelegenheit auf's Neue bestürmt, aber immer vergebens. Freilich waren, abgesehn vom bloßen Eigensinn, die Gründe ebenfalls wichtig genug, welche Frau Agnes bestimmten, nicht nachzugeben. Besonders fürchtete sie den schlimmen Einfluß für sie selbst, den die Entfernung des Kindes hinsichtlich derer üben mußte, die sich im Guten oder im Bösen für dasselbe interessirten und jedenfalls mußte es schwer fallen, den Umgebungen einen triftigen Grund anzugeben, wenn man das junge der Pflege noch so sehr bedürftige Kind aus dem Hause entfernte.

Jetzt hatte Felix dem Herrn von Günthersdorf auf's neue und eindringlicher noch als früher zugeredet, jene Entfernung dennoch zu bewirken. Er hatte sich anheischig gemacht, selbst für passende Erzieher des Kindes zu sorgen und diesen dasselbe zu überbringen. Er hatte wirksame Drohungen angewendet, um den Eifer des Bedrängten anzufeuern und dies war ihm gelungen. Herr von Günthersdorf hätte sich am Ende, wie die letzten Monate auch bereits

bewiesen hatten, über alle wirklichen oder angeblichen Fehler seiner Gemahlin hinweggesetzt; er wußte sich in Alles zu fügen, nur nicht darein, daß ihm die Hoffnung auf den baldigen reichen Besitz wieder vernichtet würde. Damit aber hatte Felix auf's ernstlichste gedroht und erklärt, daß er nur bei der Entfernung des Kindes für den guten Ausgang der ganzen Angelegenheit stehen könnte. Er hatte desgleichen erklärt, daß er für jetzt nicht als Rathgeber hinsichtlich jenes Schrittes vor Agnes genannt zu sein wünschte, und dies hätte Günthersdorf gerade gern gesehn, weil er selbst dann aller Verlegenheit überhoben gewesen wäre. Er sollte auf seinem Verlangen bestehen und wichtige Gründe vorschützen, während ihm doch gleichwohl kein solcher Grund deutlich gemacht worden war. Auf die allgemeine Andeutung von schlimmen Folgen achtete Agnes nicht. Felix hatte nun versprochen nöthigenfalls selber Succurs zu bringen und Günthersdorf entschloß sich daher, den Angriff noch einmal muthig zu wagen.

Kaum hatte ihn Felix verlassen, so verfügte er sich mit wahrer Todesverachtung zu Agnes.

Sie saß am offnen Fenster und wiegte freundlich tändelnd das hübsche Kind auf dem Schooße. Dies mußte von draußen ein anmuthiges Bild geben, in dessen Betrachtung das Hauptstück des Bildes selbst, Agnes, mit inniger Zufriedenheit sich im Namen der Nachbarn und Vorübergehenden versenkte, und es war daher offenbar ein sehr schlecht gewählter Augenblick, um auf das bedenkliche Kapitel zu kommen.

Felix hatte jedoch sein Möglichstes gethan, um Muth, Eifer, Zorn und jede Leidenschaft, deren Herr von Günthersdorf allenfalls fähig sein mochte, im höchsten Grade und nachhaltig aufzustacheln. Der Gemahl ging ohne die mindeste Einleitung oder Vorbereitung auf das kitzliche Thema ein und das war nothwendig, denn wenn er den Feind nicht überraschen und überrumpeln konnte, so war seine Sache unrettbar verloren.

Er sprach nicht von Gründen, er bat nicht, sondern er erklärte in einfachen trockenen aber sehr bestimmten Worten, daß nunmehr in Erfüllung gehen solle, was er schon seit längerer Zeit verlangt.

Noch nie bis diese Stunde hatte er in einem Tone zu sprechen gewagt, wie jetzt, und diese Erscheinung war für Agnes so neu und so sehr unerwartet, daß sie sich in der That nicht sogleich zu helfen wußte. Sie hatte aber Geistesgegenwart genug, sich mit dem Kinde sogleich vom Fenster zurückzuziehen, damit die etwaigen Beobachter, welche erst das liebliche Bild bewundert hatten, nicht auch die Disharmonie, die plötzlich in dasselbe gerathen, bemerken möchten.

„Hab' ich Dir nicht bereits auf das Bestimmteste erklärt," sagte sie dann, „daß ich von diesem sinnlosen Verlangen nie wieder hören wollte! Selbst ein vernünftiger Grund könnte mich hierin nicht zum Nachgeben bewegen, allein Du hast überhaupt gar keinen Grund."

„Ich habe Dir keinen genannt, allerdings, weil mich dazu wieder andre Gründe bestimmen. Indeß denk' ich, für

Dich wird es schon Grund genug sein, wenn ich erkläre: es ist mein Wille!"

Herr von Günthersdorf holte tief Athem nach diesem kühnen Ausspruche. Er staunte selbst über seinen unerhörten Muth und fühlte, daß er sich diesmal selber übertroffen hatte, daß wohl gar irgend ein andrer Geist als sein eigener aus ihm gesprochen haben müßte.

Mit seinem Muthe war's nun freilich eine eigenthümliche Sache. Er kam sich vor in ähnlicher Lage wie jener kühne Feldherr, der, nachdem er am feindlichen Gestade gelandet, die Schiffe verbrannte, die ihn und sein Heer dorthin getragen, damit die Krieger im schlimmen Falle nicht an die Rückkehr denken, sondern nur immer kämpfen könnten. Günthersdorf fühlte, daß er diesmal zu weit gegangen, um füglich wieder umkehren zu können und hinter den verbrannten Schiffen warf er auch noch die Degenscheide in's Meer, denn es galt nun eitel Kampf gegen einen auf's Aeußerste gereizten Feind.

So wie sich Frau Agnes vom ersten ungeheuren Staunen nur ein wenig erholt hatte, vermochte sie nichts weiter, als wo möglich in noch viel bestimmterem und schärferem Tone das direkte Gegentheil von dem zu erklären, was ihr Gemahl erklärt hatte. Ein unbefangener Zuschauer hätte aufrichtig und innig bedauern müssen, daß sich die Ansichten und Meinungen des edlen Paares so schnurstracks entgegenliefen, und daß die eine Partei eine Negation der andern war. Nur der Wille der einen von beiden konnte gelten,

aber welcher? Ein salomonisches Urtheil hätte da nichts genützt, denn kein Wille ließ sich da halbiren.

Wenn ein energischer Notenwechsel zwischen feindlichen Diplomaten nichts mehr ansrichtet, dann greifen die Herren zum Schwerte und lassen die Kriegsknechte, euphemistisch auch Söhne des Vaterlands genannt, marschiren, damit sich dieselben um den Bart eines gnädigen Herrn, — euphemistisch: für's Vaterland, — die Hälse brechen lassen; wiewohl seit Jahren die Herren auch dazu den Muth nicht mehr zu haben scheinen, seit sie das Vaterland mehr fürchten als ausländische Schwerter und daher die dressirten Kriegsknechte (ohne vorhergegangenen Notenwechsel!) lieber gegen den mehr gefürchteten Feind im Inlande marschiren lassen.

Auch zwischen Agnes und ihrem Gemahl konnten die beiderseitigen bloßen Willenserklärungen zu keinem Ziele führen und man schritt daher bald zu andern Mitteln.

Frau Agnes erklärte, daß ihr keine Macht ihr gutes Recht werde rauben können, und werde man den Raub versuchen, so wollte sie den Schutz des Gesetzes zu Hilfe rufen.

Günthersdorf zweifelte nicht, daß sie dies nöthigenfalls thun würde und zugleich konnte er sich doch nicht verhehlen, welche arge Folgen dieser unbesonnene Schritt haben könne. Das ganze Geheimniß konnte bei der Gelegenheit zu Tage kommen und dann war, ganz abgesehn von der Schande, denn diese war das wenigste für ihn, das schöne Gut Lerchenfeld für immer verscherzt.

Wie sollte er sie auf ihre Unbesonnenheit aufmerksam machen? Schon war er im Begriff, sie darnieder zu schmettern, indem er ihr die von Felix hinsichtlich des Kindes erhaltenen Kunden zuflüsterte — allein er zügelte seine Zunge, denn er konnte sich in diesem Augenblick nicht mehr besinnen, ob ihm Felix erlaubt hätte, von jenen Eröffnungen Gebrauch zu machen.

Sein sehnlichster Wunsch war, in diesem Moment der Verlegenheit das Feld mit Ehren räumen zu können und innigen Dank hätt' er es der Gemahlin in diesem Augenblick gewußt, wenn sie in Ohnmacht oder Krämpfe gefallen wäre. Er fühlte, daß er ihr den Sieg überlassen mußte, wenn er sich nicht sogleich entfernen könnte. Aber in entscheidenden Augenblicken besaß er Geistesgegenwart und wußte die Gelegenheit beim Stirnhaar zu fassen, wenn es galt. Diesmal faßte er sie am Arme, nämlich das Kind, da er zum Glück dicht neben dem Stuhle stand, auf welchen Agnes den Knaben beim Beginn des Treffens niedergesetzt hatte. Er nützte einen günstigen Moment, wo Agnes nach der andern Seite blickte, das Kind heftig in den Arm zu kneipen, daß es laut zu schreien begann und zugleich trat er einen Schritt zurück und stellte sich nicht minder überrascht und erschrocken, als Agnes es wirklich war. Sie mußte ja um dies Kind sehr besorgt sein. Der Gemahl aber sah sogleich ein inneres gefährliches Leiden bei dem Kinde und eilte hastig hinaus, „um das Mädchen nach dem Arzte zu schicken.“ Agnes ahnte nichts von dem Manöver des Schlaukopfes, welchem übrigens im Vorgemach der bereits zurückgekehrte Felix entgegentrat.

„Hätt' ich das voraussehen können," dachte Günthersdorf, „so hätte ich dem kleinen Wurm den Schmerz ersparen können."

Er theilte in der Eile dem Freunde alles Vorgefallene mit, bezeigte jedoch keine Lust, sich selbst für heute in eine neue Debatte einzulassen. Agnes hatte bisher gegen Felix nie ein Wort über jenes Ansinnen ihres Gemahls geäußert. Jener hoffte jedoch, die Dame werde nach dem heutigen Auftritt von selbst ihr Herz ausschütten und er ließ sich daher bei ihr anmelden.

Er fand Agnes mit dem Kinde beschäftigt, welches sie bereits wieder beruhigt hatte. Es konnte nicht fehlen, daß sie selbst sofort das Gespräch auf das Vorgefallene lenkte; außerdem würde Felix dies auf gute Manier vermocht haben.

Nachdem er Alles angehört, stellte er sich im höchsten Grade erstaunt darüber, daß Günthersdorf vom Zusammenhange der Dinge unterrichtet sein müsse, weil er sonst gar nicht auf jenen Gedanken hätte kommen können; er zeigte sich äußerst begierig, zu erfahren, durch wen jener unterrichtet worden sein möchte, während er sich selbst allein für eingeweiht in alle Verhältnisse hielt. Darauf gestand er der Dame, daß es eben diese Angelegenheit sei, die ihn heut zum zweiten Male zu ihr führte.

Er wußte wohl, daß er bei Agnes Einfluß genug besaß, um sie, ohne erst Günthersdorf zur Mittelsperson zu nützen, zur Entfernung des Kindes zu vermögen; aber gerade um ihr Vertrauen zu befestigen, hatte er ihr jenen Vorschlag erst durch eine andre Person thun lassen.

Jetzt erfolgte ein längeres Gespräch, worin er sie zu überzeugen wußte, daß es rathsam sei, das Kind fremden Händen anzuvertrauen. Nachdem sie einmal überzeugt war, blieb es ihr einziger Kummer, daß es scheinen werde, als habe sie dem Gemahl nachgegeben, aber auch diesen Kummer beseitigte Felix. Sie sollte das Kind fortschicken, ohne dem Gemahl zu sagen wohin.

Das Wohin hatte sich aber auch Felix bereits vorbehalten, der überhaupt aus den bekannten Gründen Alles über Agnes vermochte. Ihm durfte sie sich in nichts widersetzen, wenn sie nicht zugleich Alles auf's Spiel setzen und verscherzen wollte. Er verrieth ihr vorläufig den Ort und die Personen nicht, wo er das Kind hinzubringen gedachte. Doch versprach er des andern Morgens schon abzureisen, alles anzuordnen und womöglich schon nach einigen Tagen zurückzukehren um das Weitere mit der Dame zu besprechen und zu veranstalten.

Charlotte war nicht daheim und er übergab den von Jean Paul erhaltenen Brief daher Agnes, worauf er sich eilig empfahl.

Drittes Kapitel.

Bei jeder ähnlichen Gelegenheit würde Agnes, die gewiß eine sehr sorgsame und vorsichtige Frau war, den für ihre Schwester bestimmten Brief von allen Seiten genau betrachtet und geprüft haben, ob das Papier fein nnd durchsichtig sei; in letzterm Falle hätte sie das Schreiben dann vielleicht gegen den Spiegel gehalten, um die verkehrt erscheinenden Buchstaben in der rechten Lage zu erblicken, denn, das Verkehrte recht zu machen und die Sachen in gehöriges Gleis zu bringen, war ja ihr stetes Streben. Heut aber war sie zu sehr mit andern Gedanken beschäftigt und ließ den Brief ruhig liegen, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

Charlotte kam aus heiterer Gesellschaft spät Abends zurück, und sie würde sich gewundert haben, daß ihr Agnes ohne die gewöhnlichen eigenthümlichen Bemerkungen das Schreiben gab, hätte sie vor Freude über den Brief überhaupt zur Verwunderung kommen können. In froher Hast öffnete sie das Blatt und las —

Agnes redete sie, laut genug, bereits zum dritten Male an und doch hörte es Charlotte nicht, die stumm, regungslos, wie versteint dasaß und Alles umher, wie sich selbst, vergessen zu haben schien.

Erst als Agnes zu ihr trat und ihr die Hand auf die Schulter legte, erwachte sie wie aus einem Starrkrampf, und nun begann sie heftig zu weinen.

Trotz alles Zuredens ließ sie sich nicht bewegen, den Grund ihres auffälligen Benehmens zu nennen. Die Sache war sehr einfach. Felix hatte wahrscheinlich nicht zufällig, sondern absichtlich, die beiden Briefe verwechselt und den für Marie bestimmten hier zurückgelassen, während er den Charlottens noch in Verwahrung hatte.

Hätte Jean Pauls Freundin den Zusammenhang gekannt, so würde sie weniger gestaunt und gar nicht geweint haben. Der Brief für Marie, der nun hier solches Unheil anrichtete, war allerdings so abgefaßt, daß ein Dritter, der die Sachlage nicht kannte, dieselbe darnach ganz und gar verkennen und falsch deuten mußte. Während des Schreibens war Jean Paul seinem anfänglichen Vorsatze, möglichst kurz und kalt zu sein und fernerem Briefwechsel dadurch vorzubeugen, unwillkürlich untreu geworden — er hatte sich in eine gerührte, mitleidvolle Stimmung hineingeschrieben und gleichwohl in Betreff des Faktischen so allgemeine und vieldeutige Ausdrücke gebraucht, daß Charlotte, die ohnehin sogleich befangen und voreingenommen war, gar leicht glauben mußte, es handelte sich hier um ein Verhältniß, welches

sie nicht gut heißen und welches ihr nur Kummer verursachen konnte.

Agnes empfand wirklich ein wenig Mitleid mit der Schwester, die sich durch nichts beruhigen ließ und gleichwohl ihr Leid in sich verschloß; jenes Mitleid reichte gerade so weit zu, um die Frau von Günthersdorf zu vermögen, für diesmal selbst von weitern Bemühungen gegen die Eintracht der Liebenden abzustehen und die Schwester ungestört ihren Thränen zu überlassen, welche freilich fast die ganze Nacht hindurch flossen.

Daß der garstige Brief — um so garstiger, je inniger und theilnehmender er geschrieben war — nur in Folge einer Verwechselung, die der Ueberbringer verschuldet hatte, an sie gelangt war, konnte sie sich leicht selbst sagen.

Am Morgen legte sie einen neuen Umschlag um das Papier, schrieb die Adresse darauf und sendete den Brief an Marie nach der Post. Sie war neugierig ob die Empfängerin des für sie bestimmten Schreibens, vorausgesetzt daß dieses ein ähnliches Schicksal gehabt hatte, ebenso gefällig sein würde. Doch konnte auch Felix seinen Irrthum noch bemerkt haben und nun wenigstens zur Hälfte gut machen.

Diese Hoffnung erfüllte sich jedoch nicht, denn Felix ließ das andre Schreiben, das er ebenfalls persönlich bestellen wollte, vorläufig ganz ruhig in seiner Brieftasche stecken. Auch sich selbst zeigte er nicht, obwohl er am Morgen nicht weiter als auf ein nahes Dorf gegangen war. Er hatte noch am letzten Abend an seine Jugendfreundin geschrieben, welcher er seine baldige Ankunft meldete und die er zugleich

auf die Erscheinung des Kindes vorbereitete, welches er unter Bedingungen, die ihrem zerrütteten Haushalte nur vortheilhaft sein konnten, ihrer Pflege anzuvertrauen gedachte. Er zweifelte nicht an ihrer Bereitwilligkeit und forderte sie auf, ihn von ihrem Entschlusse sogleich in Kenntniß zu setzen. Die Antwort lief nach wenigen Tagen ein und lautete ganz, wie er es gewünscht hatte.

An demselben Abend, an welchem Jean Paul durch seine freundlichen Worte an Marie Charlotten so schwere Stunden bereitet hatte, erhielt er von ihr, die noch keine Ahnung von endlicher Erfüllung ihres Wunsches haben konnte, eine dritte Zuschrift.

„Den mir selbst räthselhaften Muth faſſ' ich," schrieb Marie, „mich Ihnen auf diesem Wege noch einmal zu nähern, aber der Himmel weiß, ob ich das Papier nicht wieder vernichte, bevor ich's absende. Und wovon soll ich zuerst sprechen? von der Besorgniß, daß Sie meine Zudringlichkeit mit Unwillen erfüllt — von dem Kummer über Ihr Schweigen, über die Nichtgewährung meiner Bitten? Aber nein, ich will diese Bitten nur erneuern — wenn Sie die wunderbare Weise erwägen, die mich Sie kennen lehrte, den ich nie sah, so müssen Sie mir Theilnahme schenken, so muß sich Ihr Unwille mindestens mildern und Sie werden mir der väterliche Freund sein, den ich in Ihnen suchte. Mir ist auch, als müßten Sie längst ein freundliches Wort zu mir gesprochen haben, und so ist es gewiß; aber die Briefe sind verloren gegangen oder unterschlagen worden und vielleicht mußte es so geschehn, um mich für meine Anmaßung zu

strafen. Ich forderte zu viel — ich forderte Ihre Freundschaft und fragte in meiner kühnen Sehnsucht nichts nach meiner Würdigkeit oder Unwürdigkeit. Verzeihen Sie dem Kinde, das einem innern Drange blind folgte und die Verhältnisse nicht erwog. Ich muß ja zufrieden sein — oder vielmehr es wird mich selig machen, wenn ich Ihre Dienerin, Ihre Magd sein dürfte — glücklich wenn mein Dienst Ihnen nützen oder wenigstens nicht lästig für Sie sein würde.

„Wenn ich Ihnen erzähle, daß ich allein bei der Mutter wohne, die nach langen kummervollen Jahren noch heute nichts von Glück weiß, die niemand hat, der sie trösten könnte in täglicher Trübsal, als mich, die meiner Hilfe bedarf, die meiner Aufopferung würdig wäre auch wenn sie mir minder nahe stände, als durch die natürlichen Bande — wenn ich Ihnen dies Alles gestehe, so wird freilich Ihre Antwort nahe liegen. Sie werden mir sagen, daß mir das Geschick selbst die bestimmte Sphäre schon deutlich angewiesen und mich in einen Wirkungskreis gestellt habe, den ich nicht überschreiten darf, ohne Pflichten zu verletzen. Aber — o Gott! — das ist es ja, weshalb ich Trost suche! Ich bin unglücklich in dieser Lage und ich fühle, wie ich dem Untergang unaufhaltsam entgegen gehe, wenn ich aus diesem entsetzlichen Schwanken nicht erlöst werde. Pflicht und Nothwendigkeit fesseln hier den Körper, während der sehnende Geist hinauffliegt und sich seine wahre Heimat sucht. Ich weiß, was mir die Moral sagt, was auch Sie, dem ich unbekannt bin, mir wahrscheinlich erwiedern werden — aber ich fühle es doch tief im Innersten, daß es meine wahre

Moral ist, dem Drange zu folgen, der mich unwiderstehlich treibt, mein eignes Sein in einem andern Wesen aufgehen zu lassen. — —

„Und welche Fügung ist es, die mich nicht unbestimmt in der Irre schweifen ließ, sondern mir in klaren Träumen — klarer als dies dunkle Leben — das Wesen zeigte, auf das sich all mein Sinnen und Denken zu richten hat? Welche Fügung ist dies? O lassen Sie mir den Glauben, daß dies nur eine freundliche Schickung sein könne — zerstören Sie mir nicht den Glauben, daß eine Zeit kommen werde, wo ich mich selber völlig vergessen und für jenes eine Wesen leben — oder untergehen darf.

„Und jetzt bin ich, bei all meinem Kummer und trostlosem Sehnen, bei all der drückenden dumpfen Schwüle, die mich hier umgibt und so schwer auf mir lastet — jetzt bin ich doch noch voll Hoffnung. Aber Momente kommen, wo mir der Zustand vor die Seele tritt, der fürchterliche Zustand, wenn einst diese Hoffnung gesunken und erloschen wäre! —

„Leben Sie wohl. Tadeln, schelten Sie — aber lassen Sie mir nur den Trost, Sie meinen theuersten Freund nennen zu dürfen.“

Viertes Kapitel.

Sobald Felix die erwartete Nachricht von Mariens Mutter erhalten hatte, hatte er sich sofort zu Agnes begeben, um unter seiner persönlichen Aufsicht das Kind an den Ort seiner neuen Bestimmung geleiten zu lassen. Mußte es seinem Einflusse auch rasch gelingen, alle Bedenklichkeiten der Frau von Günthersdorf — der Gemahl hatte in diesem Falle gar keine — zum Schweigen zu bringen, so blieb sie doch, nachdem jener und das Kind sie verlassen hatten, in einer sehr übeln Stimmung zurück. Man hatte sich allerdings Mühe gegeben, vor der Welt diesen Schritt ganz gerechtfertigt und nicht auffällig erscheinen zu lassen; aber in jedem Falle war es Agnes doch unangenehm, sich des Gegenstandes ihres Stolzes jetzt beraubt zu sehen.

In dieser Mißstimmung war sie denn auch keines Mitleids mehr fähig und nahm sich vor, eine kleine Zerstreuung darin zu suchen, daß sie bei der Schwester das von Felix empfohlene Verfahren hinsichtlich Jean Pauls probirte.

So mild und freundlich wie diesmal hatte sie Charlotten vielleicht noch niemals angeredet. Die letztere hatte während der drei oder vier Tage, seitdem ihr Kummer begonnen, von Jean Paul keine Nachricht wieder erhalten und noch viel weniger selbst jenem ein Wort zukommen lassen. Daß sie unzufrieden mit ihm war, bedurfte keiner Frage und Agnes freute sich, daß ihr demnach bereits vorgearbeitet worden war.

Gerührt mußte sie ohnehin im hohen Grade sein, weil man ihr Kind von ihr getrennt hatte und Charlotte konnte sich daher nicht sehr wundern, wenn diese Rührung auch ihr zu Gute kommen mußte. Agnes begann damit, die Schwester mit Thränen um Verzeihung zu bitten, daß sie, der Himmel wußte durch welche Launen verleitet, in letzter Zeit sich manches nachtheilige Wort über Jean Paul erlaubt hätte. Sie bereute jetzt jede solche Silbe recht aus Herzensgrund und gestand, daß sie den jungen Mann gewiß auf unverantwortliche Weise verkannt hätte. Wäre ihr der eigentliche Grund von Charlottens Thränen bekannt gewesen, so würde sie ihre Worte trefflich darnach zu wählen gewußt haben; indeß war ihr auch ohne jene Kenntniß der Zufall sehr günstig und es fügte sich, daß jede ihrer Aeußerungen der Schwester einen Stich durchs Herz geben mußte.

Charlotte stimmte ihr in Nichts bei und widersprach ihr in Nichts, aber sie begann aufs Neue zu weinen. — —

Unterdessen hatte der Unheilstifter, Felix, seine Reise mit dem Kinde angetreten. In seiner Gesellschaft befand sich eine Frau, die man gemiethet hatte, um den Knaben an

Ort und Stelle zu bringen. Dort angelangt, gedachte er diese Person sofort wieder zurückzuschicken.

Ein leichtes mit flinken Pferden bespanntes Fuhrwerk brachte das Trifolium, wenn man den rosselenkenden Burschen abrechnet, rasch genug zum Ziele der Reise. Als man sich dem Thore des Städtchens näherte, ließ Felix langsam fahren und als man der Stelle nahe kam, wo durch die grüne Laubwand die Stufen zum Brunnen hinunterführten, da sah er sich gar veranlaßt, dem Kutscher ein rasches Halt zuzurufen, denn von dem hohen Sitze des Wagens konnte er einen Blick in die Grotte hinabwerfen und dieser flüchtige Blick zeigte ihm unten theilweis eine Gestalt, die er bereits vor mehr als zwanzig Jahren geliebt hatte. Es versteht sich von selbst, daß es die junge Marie war, die er am Brunnen erblickte.

Er stieg vom Wagen und eilte hinab. Diesmal schlief Marie nicht und es überraschte ihn, als er sich von ihr mit einer minder schwermüthigen, freundlichen, ja fast freudigen Miene begrüßt sah. Eine Veränderung war mit ihr vorgegangen und offenbar eine erfreuliche.

Marie war bereits durch ihre Mutter unterrichtet, daß er ankommen und einen neuen Hausgenossen für sie mitbringen würde. Ueberhaupt war das ganze Städtchen schon von dieser wichtigen Angelegenheit unterrichtet. Daß die Frau ein Kind zur Pflege übernahm, wäre an sich nichts Bemerkenswerthes weiter gewesen — aber daß der Herr von Güntherssdorf (dieser Name klang in der Ferne, wo man den Besitzer desselben nicht kannte, sehr großartig,) ein Edel=

mann, seinen Sohn und Erben der armen Seilersfrau zur Erziehung anvertraute, dies erregte Verwunderung und überdies hier und da auch Neid, denn ein Edelmann, das verstand sich, zahlte gewiß ein enormes Kostgeld.

Marie hüpfte mit ihrem Eimer die Stufen empor, um den andern Insassen des Wagens einen Blick zu schenken und dann eilte sie ebenso rasch voraus, um zu Hause die Ankunft der Erwarteten zu melden. Das Fuhrwerk, welches ihr auf dem Fuße folgte, wurde, nachdem es seinen Zweck erfüllt, sogleich nach dem Gasthofe gesendet, um nach kurzer Rast den Rückweg anzutreten.

Nachdem Felix Alles, was man als Geschäftssache betrachten mußte, mit Mariens Mutter besprochen hatte, war es natürlich seine nächste Frage, durch welchen Anlaß Marie einen Theil ihrer Schwermuth verloren haben möchte.

Die Mutter kannte jedoch den Anlaß nicht und wußte nur, daß seit den letzten drei Tagen die Veränderung stattgefunden hatte. Die Melancholie des Mädchens hatte mehr und mehr einen bedenklichen Charakter angenommen gehabt und die Besorgniß der Mutter war auf's Höchste gestiegen, als mit einmal durch einen ebenso raschen als unbegreiflichen Uebergang sich Alles verändert hatte. Die Frau war aus dem Laden gegangen, wo sie die schweigend Trauernde zurückließ, und als sie nach Verlauf von kaum einer Stunde dahin zurückkehrte, war die Veränderung geschehen — eine Veränderung, die, wie die Mutter bemerkte, allerdings auch ihr Bedenkliches hatte. War Marie früher aus tiefem Kummer zerstreut gewesen, so war sie jetzt zerstreut aus Begeisterung

wie es schien, und so sehr sie sich offenbar Mühe gab, all' ihre kleinen häuslichen Obliegenheiten aufs Beste zu besorgen, so litten dieselben doch nach wie vor. Von der frühern Träumerei hatte man während dieser letzten drei Tage zwar nichts bemerkt, aber ein anderes, ein waches Träumen, schien an deren Stelle getreten zu sein.

Felix wünschte das Mädchen von ihrem phantastischen Wesen zu heilen, weil er sich überzeugt fühlte, daß dasselbe zu keinem guten Ende führen könnte. Freilich walteten da, wie ihm der Zufall entdeckt hatte, wunderbare Umstände; allein diese machten ihm einen unglücklichen Ausgang nur um so wahrscheinlicher. Da er das ganze Verhältniß kannte, so weit dies möglich war, da er Jean Paul, den Abgott von Mariens Träumen und ebenso das Mädchen selbst kannte, so hätte er wohl ohne Umschweif seine Meinung gegen sie äußern können; war er doch selbst unter ihren im Schlummer erblickten Gestalten, obwohl sie sich dessen im Wachen nicht mehr deutlich bewußt zu sein schien. Allein er wollte absichtlich ihr Zartgefühl möglichst schonen, er wollte keine direkte Ansprache in dieser Angelegenheit wagen. Ein gutes, wenigstens wirksames Mittel, um die beabsichtigte Heilung einzuleiten, schien ihm, wenn er ihr auf geeignete Weise Kunde von dem Verhältniß zukommen ließe, in welchem Jean Paul zu Charlotten stand. Aus diesem Grunde hatte er jenen Brief an die Letztere bisher aufbewahrt und nun mitgebracht.

Er wartete einen Augenblick ab, wo er allein mit Marien im Laden war, und nun zog er seine Brieftasche

hervor und sagte, indem er den Brief an Charlotten hervorzog und denselben, ohne selbst einen Blick darauf zu werfen, Marien reichte:

„Ein Herr im Städtchen Schwarzenbach bei Hof, der mir flüchtig bekannt ist, hörte zufällig, daß ich hierher reisen würde und ersuchte mich, diesen Brief zu bestellen. Ich weiß selbst nicht, weßhalb ich es unterließ, ihm zu gestehen, daß Sie mir bekannt sind, Marie; aber ich übernahm den Auftrag, wie Sie sich vorstellen können, mit großem Vergnügen."

Im übrigen sprach er dies im gleichgiltigsten Tone von der Welt, während er doch Mariens Gesicht scharf beobachtete, die mit zitternder Hand das Schreiben empfing. Er hoffte, es werde theils durch die freudige Hast und Verwirrung Mariens, theils durch das Halbdunkel, in welchem man sich hier befand, geschehen, daß sie den Irrthum nicht eher gewahrte, als bis sie den Brief bereits eröffnet haben würde.

Dies geschah jedoch nicht. Sie betrachtete die Aufschrift und las den fremden Namen Charlottens. Was in diesen Augenblicken in ihrem Innern vorging, vermochte Felix unmöglich zu errathen. Sie schien plötzlich von der vorhergegangenen merklichen Aufregung befreit zu sein, denn es geschah mit fast eiskalter Ruhe, daß sie sagte:

„Ich möchte vermuthen, daß Sie zwei Briefe zur Bestellung erhalten haben. Ich kenne diese Handschrift, aber der Brief ist nicht für mich."

Felix, der sich jetzt erstaunt stellen mußte, war es wirklich; er wußte nicht, ob Marie vielleicht wieder durch

einen Traum belehrt worden, oder ob Charlotte den Brief zu seiner eigentlichen Bestimmung befördert hatte; an den letztern, nicht eben fern liegenden Fall hatte er bis jetzt noch nicht einmal gedacht.

Es blieb ihm aber nun nichts übrig, als zu gestehen, daß ihm allerdings zwei Briefe anvertraut worden waren.

„Es scheint, daß mir eine unbegreifliche Unachtsamkeit einen heillosen Streich gespielt hat," sagte er, indem er die Hand nach dem Papier ausstreckte.

Marie zog es jedoch zurück. Sie wußte wohl, daß sie das Schreiben uneröffnet würde zurückgeben müssen, aber sie wollte es so lange wie möglich behalten.

„Sie müssen von selbst einsehn," sagte sie „was Sie angerichtet haben. Ich möchte Ihnen dieses Zeugniß Ihrer Schuld kaum zurückgeben, denn da es einmal in meine Hände gekommen, kann ich es der Dame am füglichsten selbst übersenden, die mir dieselbe Gefälligkeit zuvor erwiesen hat. Ich muß gestehn, daß ich neugierig wäre, jene Dame zu kennen" —

„So viel mir bekannt ist" — sagte Felix rasch, „die Braut des Schreibers dieser beiden Briefe. Sie ist die Schwester der Frau von Güntherdorf, deren Kind jetzt auch Ihrer Pflege mit anvertraut ist, Marie."

Marie behauptete ihre äußere Ruhe; der schärfste Beobachter hätte nichts daran erspähen können, was in ihr vorging und es würden sich auch die Empfindungen, die sie durchbebten, nicht leicht schildern lassen.

„Hier,“ sagte sie, „nehmen Sie das Schreiben wieder; es wird doch am passendsten sein, wenn Sie selbst Ihren Irrthum gut machen so weit dies noch möglich ist.“

Noch einmal betrachtete sie recht aufmerksam die Aufschrift des Briefes, den sie darauf Felix überreichte. Ohne noch ein Wort zu sprechen, eilte sie hinaus und blieb für diesen Tag unsichtbar. Sie verschloß sich in einem der Gemächer des Hauses und rang umsonst nach Thränen. —

Felix empfand Mitleid für sie; aber er war gleichwohl sehr zufrieden mit dem, was er gethan. Er suchte die bekümmerte Mutter zu trösten und sendete sogleich Charlottens Brief, von einigen um Entschuldigung bittenden Worten begleitet, zur Post. —

Fünftes Kapitel.

Bevor Felix das Städtchen verließ, sah er zwar Marien nicht wieder, erhielt aber von deren Mutter auf seinen Wunsch mehrere Blätter, welche Marie mit kleinen Gedichten beschrieben hatte. Es war kein Zweifel, daß dieselben von ihrer eignen Erfindung waren und es war vorauszusehen, daß ihr der Raub dieser Papiere, die sie gut verwahrt zu haben glaubte und welche Aeußerungen ihres Gemüthszustandes in einsamen Stunden aus sehr verschiedenen Zeiten herrührend sein mochten, sehr unlieb sein würde, wenn sie die Sachen vermissen sollte.

Felix sendete diese Papiere mit einigen eigenthümlichen Andeutungen über Ursprung und Anlaß derselben an Charlotten, indem er diese ausdrücklich wissen ließ, daß dieselbe Marie, in deren Geheimniß jene zum Theil durch seine Schuld eingeweiht worden, die Poetin sei. Er lobte dabei die Kleinigkeiten sehr und noch mehr deren Urheberin.

Der Inhalt der Blätter war folgender: —

Frühling.

Du grün und blauer Frühling,
Du wunderschöne Zeit!
Aus meiner Brust gewichen
Bist du, wie weit, wie weit!

Und wenn aufs Neue strahlen
Nun Wälder, Thäler, See:
Ist bei mir eingezogen
Auch neu das alte Weh.

Ich schaue nur den Frühling
Wie ein gefangner Mann
Durch schwarzes Eisengitter
Durch düstre Mauern an. —

Und endlich doch, ja endlich
Brech' ich des Kerkers Nacht —
Will unter Blumen blühen
Dann auch in Frühlingspracht!

Stumme Rede.

Die Sprache, die den Hain durchweht,
Und lebt in Halm und Blatt —
Fragst Du, worin ihr Werth besteht?
Daß sie nicht Worte hat!

Nicht Worte hat des Auges Strahl —
Da dennoch deutlich spricht
Von Herzenslust, von Herzensqual
Sein wunderbares Licht.

Wer nicht versteht der Sprache Klang,
Die liebend schwellt das Herz:
Und wär' sein Reden Engelsang,
Ist nur ein tönend Erz.

Waldesgrün und Himmelsblau.

Es lieben Waldesgrün und Himmelsbläue
Einander so unsäglich! Wann die Gluth
Des Sommers waltet, hab' ich oft geruht
Im grünen Hain, belauschend ihre Treue.

Sah, wie sich eins am andern nur erfreue:
Wie in des blauen Himmelszeltes Hut
(Dem treuen Auge Gottes) sicher ruht
Der grüne Hain und rauscht voll heilger Scheue.

Streift grau das Himmelblau des Herbstes Wehen,
Ragt Wald auch traurig und bereift empor.
Doch, wird im Winter lächelnd wiedersehen

Das Blau einmal durch trüben Nebelflor,
Dies sagt dem Hain: das Leid soll nicht bestehen,
Bald lock' ich neu der Knospen Grün hervor!

Sommernacht.

Wie des Baches Wellen lüstern
An dem weichbemoosten Stein
Und am Blumenufer flüstern
Bei dem klaren Mondenschein
In der Sommernacht!

Elfen tanzen luftgen Reigen,
Kosen mit den Blüthen traut,
Während Mond in sanftem Schweigen
Auf das stille Treiben schaut
In der Sommernacht.

Wall' auf dunkelgrünen Matten,
Glänzend abendlich bethaut,
Wo sich Blumendüfte gatten
Mit dem Mondlicht innig traut
In der Sommernacht!

Stimmen tönen leis, die rauschend
Uebertäubt der laute Tag:
An der Erde Busen lauschend
Hör' ich ihren Herzensschlag
In der Sommernacht.

Jeden Herzensschlag der guten
Allbeglückerin Natur;
Nicht in Tages heißen Gluthen, —
Hör' ihn süß erbebend nur
In der Sommernacht.

Wie aus ferner sel'ger Weite
Schweben durch die Lüfte klar
Leise Klänge zum Geleite
Um mich wonnig, wunderbar,
In der Sommernacht.

Soll ich künden, soll ich sagen,
Wie sie mir das Herz durchbebt —
Ach, der Morgen will schon tagen!
Und das Zauberreich entschwebt
Meiner Sommernacht! —

Einsam sein.

Warum ich, fern von den Andern,
Zieh einsam meinen Gang?
O, laßt mich einsam wandern,
Mir wird die Zeit nicht lang.

Warum die Tage, die besten,
Ich scheine traurig, bang?
Laßt mich von euren Festen,
Mir wird die Zeit nicht lang.

Warum bei Lust ich und Scherzen
Nicht mit euch lachen will?
Frühling hab' ich im Herzen, —
Bin außen drum so still!

Trost in Thränen.

Noch dämmert es vor meinem Blick,
Gleich bunten Kindersagen
Von altem, glücklichem Geschick
Und fernen frohen Tagen.

Ist mir ja doch dasselbe Herz
  Aus jener Zeit geblieben!
Muß ich doch mit demselben Schmerz
  Das längst Vergangne lieben!

Nicht mag ich, was einmal dahin,
  Noch zu erlangen wähnen;
Nur Eines sucht mein trüber Sinn:
  Die Quelle süßer Thränen. —

Herbstzeitlose.

Wenn die rauhen Stürme wehn,
  Mußt im Herbste noch, dem kalten,
Unter Welken und Vergehn
  Deine Blüthe du entfalten.

Möchtest wachsen zu dem Licht
  Aufwärts von der falben Aue,
Zu dem Strahl, der leuchtend bricht
  Aus dem reinen Himmelblaue.

Dennoch wird das Schneegewand
  Deine Blüthenkrone decken,
Wenn die Wolken auf das Land
  Wintermatt sich niederstrecken.

Aber blüh! Und ob auch wild
  Rings entblättert stehn die Auen,
Sei des regen Lebens Bild
  Mitten unter Todesgrauen.

Aufwärts, in das Lichtgefild! —
Allen, die umsonst sich mühten,
Soll, wie dir, ein Frühling mild
Künftig was entfloh vergüten. —

Gleich und Gleich.

Stürmisch kalter Herbsteshauch
Wühlt in dürren Zweigen,
Gelbe Blätter tanzen auch
Schon den wilden Reigen.

Keine Sommerblumen stehn
Nun im bunten Kleide,
Herbstes Nebelbanner wehn
Auf der öden Heide.

An dem Himmel ziehn dahin
Kalte Regenschauer,
Und es hüllt sich auch mein Sinn
Schon in Herbstestrauer.

War nicht fröhlich in der Zeit
Da die Blumen blühten, —
Sei auch innen Sturm und Streit,
Wenn sie draußen wüthen!

Lange bleibe, Frühling, fern!
Herbst nur kann mir frommen:
Gleich und gleich gesellt sich gern,
Drum ist er willkommen! —

Die Wolken.

Wie wir noch fröhlich flogen
Auf freier luftger Bahn,
Als stolze Schwäne zogen
Ob See und Wiesenplan: —

Da prangte voller Blüthen
Das frühlinggrüne Thal,
Die Meereswellen glühten
Im lichten Sonnenstrahl.

Zum Schmuck der öden Heide
Treibt Sturm uns nun auf's Land,
Weil hin das Lenzgeschmeide,
Als weißes Schneegewand.

Drum muß das Herz uns werden
So winterstarr und kalt,
Weil unser Lauf zur Erden
Statt durch den Himmel wallt.

Doch, sinken wir hernieder,
Will uns ein Traum umfahn,
Als stiegen wir bald wieder
Im Maithau himmelan.

Als schwebten bald auf's Neue
Wir in dem Lichtgewand:
Hoch oben Himmelsbläue,
Tief unten grünes Land!

Wintergrün und Wangenroth.

Des Baumes Stamm, von Wintergrün umfangen,
Blickt beinah sommerlich den Wandrer an;
Doch ach, wie bald ist's um den Schein gethan,
Schaust du die Aeste, dicht mit Schnee behangen.

Sieh, Schnee und Wintergrün! 's ist gleich dem Prangen
Des blühenden Gesichts, da doch umfahn
Von herbem Weh das Herz; wer säh wohl an
Das bleiche Weh den blühend rothen Wangen?

Ja, Wintergrün und Schnee paßt zu einander!
's ist gleich dem Mondenglanz, der ohne Glühn — —
So geht oft Wangenroth und Weh selbander!

Daß Frühling war, zeugt deutlich Roth und Grün; —
Doch, treffen sie nach winterlichem Wander
Dereinst auch wieder ächtes Frühlingsblühn?

Stürmisches Sehnen.

In diesen Wintertagen
Liegt traurig Wald und Flur,
Und matt und matter schlagen
Die Pulse der Natur —
Wo gern ich wär',
Das darf ich niemand sagen.

In diesen Wintertagen
Schau ich nach einem Ort,
Und schnell und heißer schlagen
Mir alle Pulse fort —
Wohin, wohin?
Das darf ich euch nicht sagen.

Mein Herz, ach! wohin tragen
Die Wünsche dich hinaus?
Was mußtest du dich wagen
Aus deinem stillen Haus?
Warum nach dort?
Ich darf es ja nicht sagen!

In diesen Wintertagen
Reißt mich die Sehnsucht fort,
Und alle Pulse schlagen
Nach einem lieben Dort —
Doch ach, wohin —
Das darf ich nimmer sagen.

Von kalten Wintertagen
Weiß ja nur noch die Welt,
Und nimmer mag sie fragen,
Was heiß ein Herz geschwellt!
Drum muß auch ich
Den Wunsch im Stillen tragen.

Thränenthau.

Warum niemand mich noch weinen sah?
Weil die Freude meiner Brust gebricht —
Himmelsthau sind Thränenschauer ja,
Darum kennt der starre Schmerz sie nicht.

Wenn einmal in warmem Frühlingshauch
Mir die eis'ge Wand vom Busen rann,
Dann vor Freuden will ich weinen auch,
Was ich jetzt vor lauter Schmerz nicht kann.

Strahlen muß solch warmer Sonnenschein,
Daß die milde Fluth vom Auge bricht,
Dann, wenn Sonne rein und Fluthen rein —
Strahlt der Freude Regenbogenlicht!

Diese unbedeutenden Blätter waren doch bedeutend genug, um in Charlottens Busen das Gefühl des Argwohns und Mißmuthes, welches früher schon der Brief erregt, in stärkerem Maße von neuem zu erwecken. Und dieser Unmuth erpreßte ihr auch aufs Neue Thränen. — Marie war um dieselbe Zeit nicht unmuthig nnd weinte auch nicht, litt aber anders und stärker als Charlotte.

Diese warf nun in ihrem Mißmuth die unschuldigen Blätter hastig beiseite. Hätte sie es vermocht, so würde sie selbst ähnliche geschrieben haben; aber sie war ja ganz anderer Natur und Sentimentalität war ihr völlig fremd. Wäre sie in diesem Augenblick plötzlich mitten in eine heitere Gesellschaft versetzt worden, so würde vermuthlich ihr Unmuth gewichen und sie eine der heitersten unter den Heitern gewesen sein.

Jetzt fügte es sich dagegen daß sie als eine der Mürrischsten erscheinen sollte, denn Jean Paul erschien, der sonst an rasche Antworten auf seine Briefe an sie gewöhnt war und nun nach dem Grunde des Schweigens und nach der Ursache der Wolken forschte, an die er auf Charlottens Stirn gar nicht gewöhnt war.

„Gestern hab' ich Ihren Brief erhalten," sagte sie, „welcher sich viel Zeit genommen und Umwege gemacht hat, eh' er zu mir gelangen konnte. Sie hatten sich einen schlechten Boten gewählt."

Sie hatte erwartet, ihn sehr betroffen zu sehen, während sie ihm das Vorgefallene und auch das Schicksal des Briefes an Marie mittheilte. Er erzählte ihr dagegen sehr unbefangen und ganz ausführlich den ganzen Zusammenhang und in welcher Absicht er endlich einen der Briefe jenes armen Kindes, wie er Marien nannte, beantwortet hätte.

„Das muß ja eine seltsame Träumerin sein," sagte Charlotte. „Können Sie wirklich an so thörichte Märchen glauben? oder verlangen Sie vielleicht gar daß ich daran glaube?"

Jean Pauls Blick fiel jetzt auf die mit Versen beschriebenen Blätter und es geschah mit wahrer Hast, daß Charlotte dieselben wegnahm und verbarg. Er würde ja bei genauerer Betrachtung die Handschrift und also auch die Urheberin erkannt, und dies würde ihr wieder ein peinliches Gefühl verursacht haben. Sie nahm sich fest vor, die nächste einsame Stunde zu benutzen, um ebenfalls Verse zu versuchen. Uud warum sollte sie nicht wenigstens dasselbe Talent haben, wie ihre Schwester, der nur die Reime zu den artigen erotischen Gedichten fehlten, die sie an sich selbst in Briefform gedichtet hatte?

Aber Erklärung folgte auf Erklärung — Jean Paul, der die Blätter offenbar vor ihm selbst verstecken sah, war discret genug, sie nicht zum Gegenstand einer lästigen Frage

zu machen — und als sie sich vollends überzeugt hatte, daß er noch keine solchen Proben von Mariens poetischem Talent gesehen hätte, so konnte die vollständigste Versöhnung nicht ausbleiben. Für den Augenblick war also auch hier Felix Absicht bei Vertauschung der Briefe vereitelt.

Die Versöhnung war um so nothwendiger, weil er heute hauptsächlich deshalb gekommen war, um auf eine längere Reihe von Tagen als gewöhnlich Abschied zu nehmen, denn er wollte in Gesellschaft seines Freundes Otto, welcher in den Biographien Jean Pauls eine größere Rolle spielt als bei uns, eine kleine Wanderung unternehmen.

Jener Freund liebte Charlotten nicht besonders und sie war ihm ebensowenig geneigt. Es kostete daher Jean Paul doppelte Mühe, ihren Mißmuth zu bannen, da er sie auf längere Zeit eines von ihr nicht gerngesehenen Mannes wegen verlassen wollte. Aber die Versöhnung, die von seiner Seite gar nicht erst nöthig war, gelang dennoch, wie gesagt, vollkommen, ja, es gelang sogar noch mehr, nämlich der erste Kuß, bevor er Abschied nahm. Eigentlich war es der zweite, denn er hatte sie schon einmal beim Pfänderspiel nicht nur küssen dürfen, sondern sogar müssen; allein dies galt ihm soviel wie nichts, denn diese beiden Küsse verhielten sich zu einander wie ein dürrer Holzschnitt zum farbenglühenden Oelgemälde.

Auch ist dieser letzte Kuß ein wahrer Demant für unsre Erzählung, denn er ist doch wenigstens etwas Interessantes und sogar Wunderbares, wenn die Geschichte auch sonst gar nichts derartiges enthalten sollte; wunderbar wenig-

stens unserer Zeit gegenüber, wo ein erster Kuß nach vielmonatlicher Liebe gewiß unerhört erscheinen muß. Schade, daß das Wort nicht roth gedruckt werden konnte.

Und er nahm diesen Kuß — des zartesten Blüthenstaubes nicht beraubt — in aller Gluth, Frische und — Verwirrung mit sich hinweg, denn in dem Augenblicke, wo er gegeben und empfangen ward, öffnete sich die Thür und Agnes trat ein, und Jean Paul behielt kaum Zeit zu einem flüchtigen Kompliment, denn schon den nächsten Augenblick nützte er zu eiliger Entfernung.

Agnes, so mißvergnügt sie über das offenbar vortreffliche Einverständniß der beiden sein mochte, war dennoch sehr zufrieden, Zeugin jenes Momentes gewesen zu sein. Sie entwickelte jetzt ein großes Talent in Verfolgung des von Felix gegebenen Rathes. Indem sie aufs neue begann die eifrige Lobrednerin des soeben fortgegangenen Jean Paul zu spielen, mühte sie sich, denselben von einer der bedenklichsten Seiten darzustellen, von welcher man einen Geliebten betrachten kann, nämlich von der lächerlichen. Und sie verfuhr so geschickt, daß sie ihren Zweck bei Charlotten fast vollständig erreichte. Gewiß ist wenigstens, daß diese etwas empfand, was beinahe Reue über die erfolgte Versöhnung heißen konnte.

Der Unmuth, den sie erst beim Anblick jener Gedichte empfunden hatte, war jetzt rein getilgt. Sie hob die Papiere recht sorgfältig auf, um sie bei einer nächsten Gelegenheit Jean Paul vorzutragen — nämlich begleitet von einer satirischen Kritik.

Ohne daß Agnes dies beabsichtigen konnte, ganz unwillkürlich und unbewußt, war sie jetzt Charlottens Lehrmeisterin gewesen, welche ebenso unbewußt gelernt hatte, denn sie hielt das Lob der Schwester für wahr gemeint und ahnte nichts von dem, was Agnes eigentlich damit erzielte. —

Sechstes Kapitel.

Es war ein Gemisch von Schmerz und Wonne, womit Marie den Brief betrachtet hatte, den Felix in ihre Hand legte; freilich war das schmerzliche Gefühl überwiegend, aber nicht der leiseste Anflug von Mißmuth oder Haß trübte ihre reine Empfindung bei dieser Gelegenheit. Während ihr Inneres sich, ihr fast unbewußt, mehr und mehr mit Gedanken an Entsagung — zwar nicht befreundete, aber — vertraut machte, bildete sich der Wunsch, die Sehnsucht immer mehr zum bestimmten Gedanken in ihr aus, dem Gegenstande ihrer Verehrung irgend ein großes Opfer bringen zu können, oder Gelegenheit zu finden, sich selbst zu seinem Besten dem Untergange zu weihen. Diesen liebgewonnenen Gedanken, mit dem sie sich nun unaufhörlich beschäftigte, dachte sie sich gern verwirklicht und malte sich tausend Möglichkeiten vor, wo sie ihre Neigung durch Aufopferung würde beweisen können. Sie wollte vor ihm nichts gelten, (wenigstens suchte sie sich selbst dies einzureden,) sie verlangte

kaum Beachtung von seiner Seite und sagte sich selbst, es sei ihr schon Glück genug, ihn im Stillen verehren und lieben zu dürfen. Nur sollte diese Liebe und Verehrung sich womöglich thätig beweisen, gleichviel ob sie ihm verborgen bliebe oder nicht. Auch an die ferne, nie gesehene Charlotte dachte sie und schalt sich selbst, wenn sie bei diesem Denken ihr Herz auf einem leisen Anfluge des Kummers ertappte.

Bei Charlotten war es nun anders, zumal nachdem durch ihrer Schwester Bemühung ihr Groll neue Nahrung erhalten hatte; sie vermochte das „Kind," als welches Jean Paul Marien bezeichnet hatte, nicht aus dem Sinne zu bringen und legte demselben eine hohe Wichtigkeit bei, so sehr sie sich auch zu überreden suchte, als verachte sie das Verse schmiedende Mädchen nur.

Ihre üble Stimmung wurde durch Agnes fortwährend genährt, die es nicht vergessen konnte, daß man ihr den Gegenstand ihres Stolzes entzogen hatte und die nun nach allerlei andern Unterhaltungsmitteln greifen mußte.

Jetzt kam auch wieder ein Brief von Jean Paul, und Charlotte empfing denselben, vielleicht zum erstenmal, ohne Freude. Der Inhalt zeigte, daß der Schreiber nicht entfernt ahnte, wie man gegen ihn dachte und gesinnt war. Eh' die Empfängerin jedoch diesen Inhalt kennen lernte und das Siegel brach, warf sie das Schreiben beiseite, als ob das leblose Papier im Stande gewesen wäre, ihre Mißachtung oder vielmehr ihren Groll zu empfinden. Dieser würde nicht so stark erwacht oder wenigstens bald geschwunden sein, hätte sie eine andere Gesellschaft als die ihrer

Schwester gehabt. Es fehlte der von Natur heitern und wohlwollenden Charlotte nur ein wenig Charakterstärke und dieser Mangel stiftete alles Unheil, sobald sie ungewarnt ihren Grillen nachhing oder wohl gar, wie jetzt, darin bestärkt worden war.

Jean Pauls Brief war aus der Stadt Münchberg geschrieben und es ist einer von denen, deren Aechtheit bewiesen ist.

Derselbe lautete: —

„Ich und Otto sind so fröhlich vom Wein und Wege, daß ich weiter die Freude durch nichts zu verdienen und zu vermehren weiß als dadurch, daß ich sie ausdrücke, und zwar vor Ihrem Auge, gute Charlotte. Verzeihen Sie Papier, Handschrift, Gedanken und Alles, wiewohl Sie mehr gewohnt sind, zu zürnen als zu vergeben. — Liebe, ich will von heut an in einem Enthusiasmus, den Sie eher begreifen als theilen werden, Ihnen die Nachricht und mir die Freude geben, daß ich allemal, wenn meine bessre Seele über ihre Ufer schwillt, Ihnen die Ueberströmungen derselben enthüllen will, da ich leider bisher Ihnen keine andren Seiten, als jedem Andern, offenbaren konnte.

Liebe, Stille, Resignirende! jetzt flieht der Ton der weniger aus Ihrer Kehle, als aus Ihrem Herzen dringt, wie ein zurückwandelnder Frühling vor mir vorüber und ich möchte meine ganze Seele an Ihre und mein von der Freude feuchtes Auge an Ihres legen, das oft dem meinigen aus andern Gründen gleicht. Warum ist der Mensch so — und doch wär' es schlimmer, wenn man fragen müßte,

warum ist der Mensch nicht so — daß er vor keiner Abendröthe, vor keiner epischen Gegend, vor keiner zerschmolzenen und zerschmelzenden Musik und vor keinem zitternden Abendsterne zu stehen vermag, ohne an das zu denken, was er liebt, ohne an eine Seele zu denken, vor der er von seinem Herzen die Brust abreißen möchte, um ihr dasselbe mit allen Schlägen der Liebe freudig zu entblößen. — Jeder schöne Abend mit Wolkenroth war mir ein solcher Brief an Sie — und heute endige ich erst den, den ich so lange schon anfing. Am fremden Orte dehnt eine unbezwingliche Sehnsucht nach der Seele, die man liebt, den beglückten Busen aus und man möchte in ein fremdes Auge die freudenheiße Thräne und an ein fremdes Herz den von der Freude gebornen Seufzer gießen."

Beim ersten Lesen that dieses Schreiben noch gar keine, gewiß keine erfreuliche Wirkung, vielleicht weil sie die Worte wirklich nur flüchtig übersah, ohne den Inhalt zu fassen. Beim zweiten aufmerksamern Lesen begann sie jedoch in sich zu gehen und als sie zu Ende war, eilte sie zu Agnes und sagte weinend und die Schwester umarmend:

„Du hast Recht — ich hatt' ihm sehr, sehr Unrecht gethan."

Es war ein Glück, daß sich Agnes in diesem Augenblicke gerade mit ganz anderen und ihr selbst wichtigern Gedanken beschäftigte, so daß sie sich diesmal die Mühe nicht nehmen konnte, das neuerwachte bessre Gefühl sofort durch einige gut gewählte Bemerkungen im Keime wieder zu ersticken.

Aber es muß eine starke Liebe sein, die durch fortgesetzte Bemühungen von zwei heimlichen Widersachern (besonders wenn eine Widersacherin dabei ist,) nicht untergraben werden soll. Und leider war Frau Agnes nicht zu jeder Stunde durch andre gewichtige Gedanken so sehr in Anspruch genommen, wie heute, wo sie die Schwester nur mit einem freundlichen, „Geh' doch, kleine Närrin!" abfertigte.

So wie eine kühlere Stunde kam, und diese kam noch am nämlichen Tage, gestand sich denn Charlotte auch — was sie im Augenblicke der Rührung nicht vermocht hatte — daß ihr einiges an dem Briefe nicht sehr gefiel. Das Versprechen. „ich will allemal, wenn meine bessere Seele über ihre Ufer schwillt, Ihnen die Uebrströmungen derselben enthüllen" — freute sie wenig. Sie glaubte jene begeisterten Ueberströmungen bereits an ihm zu kennen und hatte bisweilen dabei gegähnt, währender in seiner Begeisterung nicht bemerkte, das sie mit ihren Gedanken ganz anderswo schweifte.

Siebentes Kapitel.

Der Friedenstifter saß in dem schon bekannten Garten des Gasthofes, wo jetzt Alles ein sehr buntes Ansehen hatte, nämlich was Bäume, Büsche und den wilden Wein, der die alte Stadtmauer hinten überwucherte, betraf, denn die herbstlichen Oktobertage hatten ihren Einfluß geltend gemacht; aber die Sonne schien noch warm herein durch die schon dünner roth und gelb belaubten Zweige und auf die kleine fröhliche Gesellschaft, unter welcher der Friedenstifter, diesmal wirklich sehr friedlich und fröhlich, den Vorsitz führte.

Alles, sowohl seine Friedlichkeit als seine Fröhlichkeit, so wie der Umstand, daß sich ein muntrer kleiner Kreis um ihn reihte, hatte seinen sehr guten Grund — der Friedenstifter hatte nämlich Geld, mehr Geld, als er seit langer Zeit besessen, und er gab es mit vollen Händen hin, um seinen Genossen einen fröhlichen Nachmittag zu machen. Sein gutes Herz war dabei freilich nicht frei von speculativen Ideen und der Umstand, daß er gern fröhliche Gesellschaft

um sich sah, war nicht der alleinige Grund, aus welchem er sich so freigebig zeigte. Er kannte sich selbst sehr gut, obwohl mehr aus Instinkt als mit klarem Bewußtsein, und wußte vorher bestimmt, daß er den Mammon, der urplötzlich in seine Hände gerathen war, jedenfalls binnen wenigen Tagen verschleudert haben würde, gleichviel ob er allein trank oder auch andere Theil nehmen ließ; er wählte das letztere daher, weil er „als kluger Mann, der auch an die Zukunft dachte,“ Vortheil davon erwartete. Denn, dachte er, die Quellen fließen immer kärglicher und die Menschenherzen versteinern täglich mehr und mehr, alles wird hart und die Welt gleicht bereits einer Tropfsteinhöhle; daher schaffe dir Freunde in der guten Zeit und laß sie mit dir trinken, so lange du Geld hast. Er hoffte, daß die fünf oder sechs Genossen, die jetzt um ihn saßen, in Zeiten der Dürre dieser schönen Stunden eingedenk sein würden.

Wie aber bei bedeutsamen Menschen Alles wichtig ist und nicht unerwähnt bleiben darf, wär' es auch noch so geringfügig, so ist es doppelt nöthig der wichtigern Umstände zu gedenken, und unter diese gehört jedenfalls die Art und Weise, auf welche der Friedenstifter zu seinem Gelde gekommen war.

Es war am vorhergehenden Tage, als er, vermuthlich durch eine trostlose Leere in seinen Taschen veranlaßt, einen Besuch in seinem ursprünglichen Wirkungskreise, dem kleinen Verkaufsladen seiner Frau, machte. Was letztere ohnehin ahnen konnte, war seine Absicht in der That, er wollte ein kleines nie zurückzuzahlendes und unverzinsliches Darlehn haben.

Er trat, wie immer in solchen Fällen, mit freundlichem Ernst vor sie hin und verkündigte, daß er einen gar wichtigen Gegenstand mit ihr gemeinsam erörtern wollte. „Und was meinst Du wohl, was es betrifft?" schloß er seine pathetische Einleitung.

Die gute Frau, die ihn genau kannte, hatte die Antwort schnell bereit.

„Du willst wieder Geld," sagte sie.

„Das wird allerdings bei der Angelegenheit mit in Frage kommen," fiel er ihr rasch ins Wort. „Ich bewundere deinen Scharfsinn — ja, ich bin wirklich stolz darauf, eine so scharfsinnige Frau zu haben. Und da du die Sache so rasch und leicht von selber begreifst, und gleich ohne meine Erinnerung den wichtigsten Punkt dabei ins Auge fassest, so ist mir das doppelt lieb und ich erspare viele Worte."

Die Frau machte ihm bemerklich, daß er sich ein jedes hätte ersparen können und sie sprach dies so bestimmt aus, daß allerdings seine letzte Hoffnung sogleich sinken mußte. Uebrigens hatte die Arme in diesem Augenblick wirklich nichts zu geben und befand sich in großer Bedrängniß. Vergebens hatte sie seit mehrern Tagen auf eine Nachricht von Felix gewartet, welcher ihr im Namen des Herrn von Günthersdorf ein bedeutendes Jahrgeld für die Erziehung des Kindes zugesichert und die erste Sendung desselben in diesen Tagen verheißen hatte. Bis heute war dieser Trost ausgeblieben, und gleichwohl mußte der anvertraute Pflegling auf's beste gehalten werden.

So sehr sich Marie auch bemühte all ihre Pflichten zu erfüllen, so konnte man sich jetzt doch nicht auf die Hilfe derselben verlassen und die Mutter sah sich genöthigt, mit doppelter Aufmerksamkeit selbst für Alles zu sorgen. Sie wurde jetzt aus dem Laden gerufen und mußte auf einige Augenblicke nothgedrungen die Aufsicht hier dem Gemahl überlassen.

„Wer den Bock zum Gärtner setzt, mag dessen Geschäftführung auch verantworten," dachte er, sich der günstigen Gelegenheit freuend, wo er einmal selbst wieder einen Vortheil von dem halbverlernten Handwerk ziehen wollte. Er gedachte an seine Knabenzeit, wo er unter dem großen Vorrathe alter Bücher, die sein Vater, ein gelehrter Dorfschulmeister, besaß, oft ein besonderes Manöver ausgeführt hatte. Er zog nämlich die Bände, die in Futteralen staken, aus letzteren heraus, um sie heimlich zu verkaufen, während er in jedes der leeren Futterale einen gewichtigen Backstein steckte. Die Bücher wurden nicht leicht geöffnet und da sie von außen das rechte Gewicht behielten, war die Sache lange Zeit unentdeckt geblieben. Der Friedenstifter sann nun nach, mit welchen Artikeln im Laden sich in der Eile wohl am füglichsten ein ähnliches Verfahren vornehmen ließe.

Bevor er jedoch noch zu einem Entschlusse kommen konnte, erschien der Postbote, welcher nach der Meisterin fragte. Es zeigte sich gleich, daß bei gewissen Gelegenheiten der Friedenstifter einen wunderbaren Instinkt besaß.

Er erklärte, die Meisterin sei zwar abwesend, aber dies schade um so weniger, da er, der Meister selbst, zugegen sei.

Dagegen konnte der Postbote nichts haben, der denn ohne weiteres Bedenken einen mit funfzig Thalern beschwerden Brief überreichte und sich darüber quittiren ließ. Der Empfänger schrieb die Quittung mit einer wahren Hast, weil er fürchtete, seine Gattin, an welche der inhaltreiche Brief adressirt war, könnte vor Beendigung dieses interessanten Geschäftes erscheinen. Es ging indeß für ihn Alles glücklich von statten und kaum war der Ueberbringer aus der Thür, so öffnete er das Couvert, steckte die Goldstücke, die er darin fand, ungezählt in die Tasche, die über den ungewohnten Besuch sehr erstaunt sein mochte, und darauf las er in aller Behaglichkeit den Brief, der nur wenige Zeilen enthielt und von Felix war.

Dieser meldete, daß er zwar entschlossen sei, persönlich zu kommen, die erste Zahlung der bedungenen Summe jedoch voraussende, da es möglich sei, daß sich seine Ankunft noch um mehrere Tage verzögern würde.

Der Friedenstifter ballte den Brief zu einem sehr kleinen Knäuel zusammen, den er — stets ein bedachtsamer Mann — keineswegs leichtsinnig wegwarf, sondern vorläufig bei den Goldstücken ein Quartier gönnte. Sein Gesicht war jetzt ein ganz anderes als vorher, da er in den Laden getreten war. Er sah ganz aus, wie ein Mann, der „ein Geschäft gemacht hat.“ Er hatte jetzt, seinen eignen Ansichten nach, ein gutes Gewissen, denn er hatte Geld.

Die bekümmerte Frau trat wieder in den Laden und warf einen bedeutsamen Blick über alle vorhandenen Gegenstände. Der Friedenstifter kannte die Bedeutung dieses prü-

fenden Blickes vollkommen, ignorirte dieselbe jedoch mit seltener Großmuth — hatte er doch ein gutes Gewissen, während er an allen Umständen merken konnte, daß seine Gemahlin ein sehr schlechtes hatte — nämlich daß sie ohne Geld war.

Aber seine Großmuth beschränkte sich nicht auf die Verzeihung eines Blickes; er war jetzt entschlossen noch mehr zu thun.

„Um wieder auf unsren vorhin verlassenen Gegenstand zu kommen, liebe Frau,“ begann er mit der Miene eines wohlwollenden, edelsinnigen Protektors, — „so mußt du wissen, daß ich nur die Absicht hatte, deinen guten Willen auf die Probe zu stellen; nun bin ich aber, trotz deiner kurz und rund abschlagenden Antwort überzeugt, daß du im Augenblick wirklich nichts für mich thun könntest, im Gegentheil selbst gern eine Unterstützung annehmen würdest. Ich bin auch wirklich nur in der Absicht erschienen, um dir eine solche zu gewähren. Es thut mir leid, daß ich im Augenblick nicht mehr thun kann, um dir zu beweisen, daß ich deine vieljährige Liebe und Treue unendlich schätze“ — fügte er hinzu, indem er ihr einen Friedrichsdor in die Hand legte.

Er weidete sich nur einen Moment an dem Staunen und der Ueberraschung der Frau, welche ihrem Danke keine Worte zu geben wußte. Danksagungen anzuhören war ihm in der That unbequem und er entfernte sich daher sogleich. Wußte er doch, daß er diesmal ein geachtetes Andenken zu-

rückließ und dafür nöthigenfalls auf thätige Dankbarkeit rechnen konnte.

Sein Weg ging nach dem Wirthshaus, wo er Freunde und zugleich auch feurige Kohlen, angefacht durch seine Liberalität, sammelte. Diese Sammlung setzte er nun, wie man gesehen hat, auch am nächsten Tage noch fort und die größere Mehrzahl der Goldstücke hatte nun bereits ihr ungewohntes Quartier wieder verlassen.

Seine Genossen waren zum Theil minder wackere Kämpen als er, und diejenigen von ihnen, die sich nicht vorläufig bereits ein Lager auf dem herbstlichen Rasen unter und neben dem Tische gesucht hatten, verließen ihn einer nach dem andern, und nur mit Mühe konnte er noch ein einziges schweres Haupt bewegen, ihm fürder Gesellschaft zu leisten und gemeinsam mit ihm die Mysterien der Seligkeit zu studiren.

Während er in diesem löblichen Streben begriffen war, langte Felix, der wider Erwarten Zeit gewonnen hatte, noch heute einzutreffen, im Seilerladen an. Die Kunde, daß sein Brief noch nicht angekommen, setzte ihn in Erstaunen; als er aber im Laufe des Gespräches vernahm, was ferner geschehen war, so gehörte freilich kein besonderes Talent dazu, um den Grund von des Friedenstifters großmüthiger Handlung zu errathen. Er konnte sich denken, daß hier wenig gut zu machen sein möchte und hoffte kaum, noch einen Theil des Gutes aus dem Schiffbruche retten zu können. Indeß verfügte er sich doch sogleich nach dem Orte, wo er mit gutem Grunde den Friedenstifter vermuthen mußte.

Die Greuelscene, welcher Felix bei seinem Eintritt in

den Garten des Gasthof's sofort begegnete, bestätigte ihm Alles, wenn er noch hätte zweifeln können. Da lagen einige der ritterlichsten Kämpen am Boden, und unter dem Chaos voller und leerer, zum Theil umgestürzter Gläser und Flaschen saß der Friedenstifter wie der letzte Mohikane, denn auch sein letzter Gefährte neigte das müde Haupt wie zum Sterben, und vergebens bemühte sich der Mohikane durch philosophische und nicht philosophische Gründe den letzten Lebensfunken des Sinkenden zum Weiterflackern zu bewegen. Umsonst! „Grüße mein Lottchen, Freund!" lallte das müde Haupt und sank unwiderruflich um.

Mürrisch griff der Friedenstifter nach der letzten Freundin, seiner Tabakspfeife, um sie an einer ebenfalls dem Erlöschen nahen Lampe anzuzünden. Dies war der Augenblick, in welchem Felix erschien.

Freudig ward er vom Friedenstifter begrüßt, welcher laut sein Geschick pries, welches ihm doch noch eine theilnehmende Seele in dieser wüsten Welt zusendete.

Felix hatte sich rasch genähert und dem Zufall gefiel es, ihm sogleich ein Dokument in die Hände zu spielen, welches die Schuld des zum Gärtner gesetzten Bockes beweisen mußte. Es war das Papier, von welchem sich der Friedenstifter soeben ein Fidibus abgerissen hatte, nämlich Felix eigner Brief; — der dermalige Inhaber befand sich freilich in einem Zustande, wo von großer Vorsicht nicht mehr die Rede sein konnte.

Ruhig hörte er übrigens zu, während ihm Felix das ganze Vergehen vorhielt und eben so ruhig erwiederte er dann: —

„Liebster Herzensfreund“ (dabei schenkte er für den ernsten Gast ein Glas ein,) „Du sprichst da in einem Tone, daß mir's fast scheint, als hättest Du an meinem Thun und Lassen was auszusetzen; aber ich kann das langweilige Moralisiren nicht leiden. Thue recht, scheue Niemand, damit komm' ich vollkommen aus. Für einen vernünftigen Mann sind doch wohl Goldstücke zunächst auf der Welt und für kleine Kinder am letzten. Hätten Sie für das Kind Rechenpfennige geschickt, so wär's weit besser. Den richtigen Empfang des Geldes hab' ich ganz nach Ordnung quittirt und was wollen Sie mehr. Uebrigens hab' ich einen Friedrichsdor zum Besten des Kindes ausgesetzt, ohne Rücksicht darauf, wie nöthig ich selber ihn brauchte, und damit kann auf lange Zeit Mehlbrei und Milch in Fülle für den Wurm angeschafft werden.“

Hier waren freilich alle Argumente verloren und der Friedenstifter, welcher den Andern bald in der Einheit bald in der Mehrzahl angeredet hatte, gab demselben sogleich noch den Beweis, daß ganz gewiß nichts mehr zu retten sei. Denn er fuhr fort, indem er sich wieder des vertraulichen Du bediente:

„Herzensfreund, thu mir die Liebe und sei lustig! ist denn der ganze Bettel, das Bischen Leben und Welt, auch noch werth daß man den Kopf darüber hängt! Und nun vollends etliche elende Friedrichsdor! Viel kann doch wahrlich nicht daran gewesen sein, sonst wären sie nicht schon fort. Und Freundchen, wenn Du einmal viel solche blanke Dinger wegzugeben hast, so schicke auch mir einmal was davon, ich stehe dafür, daß den Brief keine unrechte Hand öffnen soll.“

Felix riß seine Hand, die der Friedenstifter fest hielt, endlich gewaltsam los und ging, um den Unsinn nicht weiter anzuhören. Da im Grunde nicht Günthersdorf, sondern er selbst der Geber des Geldes war, so verschmerzte er den kleinen Verlust um so leichter. Der Friedenstifter hatte sich damit ungeheure Vortheile verschafft: er hatte, während er sonst häufig die baaren Schätze in die Ferne trug, diesmal im Gasthofe den größten Theil des Mammons aufgewendet und sich durch dies Verfahren hier auf sehr lange Zeit eine sichere bleibende Stätte gegründet; übrigens barg seine Tasche auch jetzt noch einige Reste des Kapitals und es geschah nur aus kluger Vorsorge, daß er dem hinwegeilenden Felix noch den Wunsch nach einem neuen kleinen Darlehn nachrief.

Daß Felix wirklich bestimmte und wenigstens ihm selbst für wichtig geltende Gründe gehabt hatte, das Kind hieher bringen zu lassen, ist wohl natürlich und ebenso mußte es seine besondern Gründe haben, daß er einen nicht unbedeutenden Theil seiner Einnahme für die Erziehung desselben verwendete. Der geringere dieser Gründe war, Mariens Mutter auf geeignete Weise eine Unterstützung zufließen zu lassen, deren dieselbe sehr bedurfte; den wichtigern Grund konnte jetzt allerdings niemand ahnen. —

Das Vertrauen, welches, wenn es auch bei ruhigem Bewußtsein nie ausgesprochen ward, Marie doch früher zu ihm gehabt hatte, schien jetzt völlig verschwunden zu sein und sogar einem starken Mißtrauen Platz gemacht zu haben. So oft sich Felix zeigte, wich sie ihm möglichst aus und hütete sich, in ein Gespräch mit ihm zu gerathen. Der

Verdacht, daß er jene Briefe absichtlich vertauscht haben konnte, war wohl nicht in ihr aufgestiegen; ihre Abneigung rührte von dem Tage her, wo sie erfahren hatte, daß Felix nicht allein mit Jean Paul, sondern auch mit Charlotten und deren Familie bekannt war. Ueber eine Abneigung dieser Art konnte sie selbst sich um so weniger Rechenschaft geben, als dieselbe nur ihr unbewußt in ihr herrschte. Sie mochte dunkel fühlen, daß Felix etwas ihren theuersten Wünschen Feindliches beabsichtigte und erstrebte. Dies war der Grund, daß ihr eine Menge Umstände, die sie sonst gefreut haben würden, jetzt im höchsten Grade unangenehm waren. Während sie, ohne jene Ahnung des Feindseligen, den Mann vielleicht mit angenehmen Interesse betrachtet hätte, welcher den Gegenstand ihrer Träume in der Wirklichkeit von Angesicht zu Angesicht kannte: erregte ihr jetzt dieser Gedanke ein dem Neide nahekommendes Gefühl des Hasses; — während sie jenes Kind, weil es mit der Freundin ihres Freundes verwandt war, sonst wahrscheinlich mit doppelt liebender Theilnahme betrachtet hätte, empfand sie selbst gegen dieses jetzt eine Abneigung, weil es durch Felix' Vermittelung in ihre Nähe gekommen war.

Felix errieth alles dies ungefähr, ohne ein Mittel aussinnen zu können, wodurch sich das Vertrauen des Mädchens wieder hätte erwerben lassen. —

Ende des ersten Bandes.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Verdacht, daß er jene Briefe absichtlich vertauscht haben konnte, war wohl nicht in ihr aufgestiegen; ihre Abneigung rührte von dem Tage her, wo sie erfahren hatte, daß Felix nicht allein mit Jean Paul, sondern auch mit Charlotten und deren Familie bekannt war. Ueber eine Abneigung dieser Art konnte sie selbst sich um so weniger Rechenschaft geben, als dieselbe nur ihr unbewußt in ihr herrschte. Sie mochte dunkel fühlen, daß Felix etwas ihren theuersten Wünschen Feindliches beabsichtigte und erstrebte. Dies war der Grund, daß ihr eine Menge Umstände, die sie sonst gefreut haben würden, jetzt im höchsten Grade unangenehm waren. Während sie, ohne jene Ahnung des Feindseligen, den Mann vielleicht mit angenehmen Interesse betrachtet hätte, welcher den Gegenstand ihrer Träume in der Wirklichkeit von Angesicht zu Angesicht kannte: erregte ihr jetzt dieser Gedanke ein dem Neide nahekommendes Gefühl des Hasses; — während sie jenes Kind, weil es mit der Freundin ihres Freundes verwandt war, sonst wahrscheinlich mit doppelt liebender Theilnahme betrachtet hätte, empfand sie selbst gegen dieses jetzt eine Abneigung, weil es durch Felix' Vermittelung in ihre Nähe gekommen war.

Felix errieth alles dies ungefähr, ohne ein Mittel aussinnen zu können, wodurch sich das Vertrauen des Mädchens wieder hätte erwerben lassen. —

Ende des ersten Bandes.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oelckers, Theodor,

Jean Paul novellistische Schilderungen aus der Jugend des Dichters

Bd.: 1

1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB E 289#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11419035-3